Biblioteka
U.M.K.
Toruń
80525
I

Gedichte aus Riga.

Marie Summann

Dedikte
aus Leipz.

0150

Dichter-Album.

Gedichte

aus

Riga.

Zweite Sammlung.

Kön. Bibliothek, No. 9435.

Riga.

N. Kymmel's Buchhandlung.

1877.

80525
I

Von der Censur erlaubt.

Riga, den 6. Juli 1876.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Inhalt.

	Seite
Widmung. Alexander Kraunhals	1
Lied. Ferdinand Kolberg	3
Ständchen. Rudolph Seuberlich	5
Die Verlassene. Alexander Kraunhals	7
Denkst du daran. Ferdinand Kolberg	8
Einst. Heinrich Bosse † 1869	10
When first I met thee. August Rieke	12
Lang und vergeblich war mein Ringen. Adolph Masing	15
Du bist ein Kind. Leopold Pezold	17
Schneeglöckchen. Wilhelm Hülsen	19
Frühlingslied. Rudolph Seuberlich	21
Frühlingsmorgen. Helene von Engelhardt	23
Des Lenzes liebstes Kind. Heinrich Bosse	25
Frühling. Carl Förster	28
Erholung. Jegór von Sivers	30
Im Hochsommer. Wilhelm Daudert	31
Am Abend. Ferdinand Kolberg	32
Herbstlied. Heinrich Bosse	34
Im Herbste. Leopold Pezold	35
Sturm-Hymnus. Helene von Engelhardt	36

Seite

Winter. Julius Meyer 40
Frühling. Rudolph Seuberlich 42
Sommer. desgl. 43
Herbst. desgl. 44
Winter. desgl. 45
Auf dem Wasser. Helene von Engelhardt . . . 46
An den Sturm. desgl. . . . 48
Elegie an den Wald. Friedrich Cziesch 50
Sonett. Carl Förster 52
Beim Rüdesheimer. Ferdinand Kolberg 53
Noch jung. Helene von Engelhardt 56
Die Schwalbe. Jegór von Sivers 58
An meine Wanduhr. Wilhelm von Reichard . . . 59
Schöne Stunden. Friedrich von Riekhoff 61
Allegorie. Wilhem Daudert 63
Lebensbild. Carl Förster 66
Auf dem Kirchhofe. Heinrich Bosse 69
Gieb Acht. August Iken 71
Dies irae. Carl Förster 75
Sonett. Wilhelm Daudert 79
Mahnung. Ferdinand Kolberg 80
O halte still. Wilhelm Daudert 82
Vergänglichkeit. Friedrich von Riekhoff . . . 83
Mehr als Worte und Gedanken. Adolph Majing . 86
Es singt der Vogel sein Lied. Wilhelm Daudert. 87
Wer dichten will. Rudolph Seuberlich 88
Sprüche und Epigramme. 1—6 Wilhelm Daudert . 89
7—9 Carl Förster.
10—12 Rudolph Seuberlich.
13—15 Wilhelm Daudert.
Räthsel. Wilhelm Hülsen 93
Lebenswahrheit. August Iken 94

	Seite
Guter Rath. Eduard Grunwaldt	97
Die Weinprobe. August Iken	98
Erdbeerblüthe. Ferdinand Kolberg	101
Hinaus ins Freie. Wilhelm Hülsen	104
Wanderers Umwandlung. Carl Förster	106
Auf der Dünabrücke. Julius Meyer	108
Auf dem Leuchtthurme. desgl.	114
Im Sande. desgl.	117
Seebilder. I. Ferdinand Kolberg	120
II. desgl.	121
Das Hünengrab. desgl.	123
Ein Morgen auf dem Rigi. Helene v. Engelhardt	125
Ode an den Königssee. August Iken	129
Altenahr. Ferdinand Kolberg	131
Ein Wandertag am Rhein.	
1. Godesberg. Ferdinand Kolberg	133
2. Mehlem—Königswinter desgl.	136
3. Drachenfels. desgl.	138
4. Heisterbach. desgl.	140
5. Rolandseck. desgl.	143
Abend am Rhein. Ferdinand Kolberg	145
Capellen. desgl.	148
Homer. Helene von Engelhardt	150
Mein Vaterhaus. Friedrich von Riekhoff	154
Verschiedenes Loos. Ferdinand Kolberg	157
Das letzte Glas. Friedrich von Riekhoff	159
Lust und Leid. Ferdinand Kolberg	162
König Winter. Julius Meyer	164
Maurice Adair. Heinrich Bosse	172
Jauffred Roudèle. Helene von Engelhardt	176
Der Ritter von Nidberg. Ferdinand Kolberg	180
Das Verhängniß. Heinrich Bosse	183

Seite

Priesterweihe. Alexander Krannhals 191
Euthanasia. Wilhelm Daudert 195
Die Kosakenwacht. Heinrich Bosse 198
Die Gattin des Abdulasis. Leopold Pezold 200
König Haralds Grab. Franz Treller 208
Sauls Leichenzug. Julius Meyer 214
Davids Tod. desgl. 221

Widmung.

Was wir in ernsten und in heitern Stunden
Der Muse treu und liebevoll geweiht,
Ihr seht es hier zum vollen Strauß gebunden,
In dem sich Blüth' an Blüthe prunklos reiht.

Nicht hat des Südens Sonne sie erschlossen,
Nicht glänzen sie in reicher Farbenpracht;
Feldblumen sind's, der nordischen Haid' entsprossen,
Wenn sie im Lenzesschmuck uns freundlich lacht.

Und blühten sie auch nur ein kurzes Heute,
Von Mittagsgluthen morgen schon verzehrt,
Wenn ihrer nur ein fühlend Herz sich freute,
So waren sie des Daseins reichlich werth.

Lied.

Wir saßen am blühenden Rosenstrauch
In traulicher Abendstunde,
Umwallt von des Sommers duftigem Hauch;
Da bat ich mit flüsterndem Munde:

„Schon schauen vom hohen Himmel darein
Die ewigen, goldenen Sterne;
Nimm hin dies Röslein — und denke mein!
Ich muß nun fort in die Ferne."

Da nahmst du mein Röslein und sprachst ein Wort,
So freundlich, wie Sternenschimmer:
„Ich habe dich lieb an jedem Ort
Und habe dich lieb für immer!"

Und als ich zog auf die Wandrung bald,
Ueber Berg und Thal auf der Reise,
Da sangen die Vögel im stillen Wald
Deines Grußes herzige Weise.

Doch als nun die Rosen wieder erblüht,
Da saßen am Busch wir wieder,
Und Abends erklangen aus treuem Gemüth
Viel fröhliche, selige Lieder.

Und schwiegen die Lippen, das Herz sang fort
Bei der Sterne goldenem Schimmer:
Ich habe dich lieb an jedem Ort
Und habe dich lieb für immer!

Ständchen.

Mädchen, komm, dein Liebster wacht!
Horch! Die Nachtigallen singen.
In den Büschen, in den Bäumen
Schwebt ein heimlich leises Klingen,
Duftberauschte Winde träumen
Von der Liebe Zaubermacht.
Mädchen, komm, dein Liebster wacht!

Von dem Monde sanft umfangen
Ruht die Erde wonnetrunken,
Liebeathmendes Verlangen
Sprüht in tausend lichten Funken
Durch die helle Frühlingsnacht.
Mädchen, komm, dein Liebster wacht!

All' die holden Sterne droben
Schaun sich an mit sel'gen Blicken.
Mancher fällt wohl hoch von oben,
Seine Liebste zu beglücken,
Die ihm hell entgegenlacht.
Mädchen, komm, dein Liebster wacht!

Rosen welken und verblühen,
Eh' der Frühling noch entschwunden!
Mädchen, laß sie nicht entfliehen,
Diese schönsten aller Stunden,
Die der Himmel uns gebracht.
Mädchen, komm, dein Liebster wacht!

Die Verlassene.

Schon ziehn die Sterne ihre stillen Kreise
Nach Westen hin, das Ziel bald zu erreichen,
Des Mondes Strahlen werden bald erbleichen,
Schon hebt die Nacht den dunklen Schleier leise.

O daß ich ruhte in gewohnter Weise
An deiner warmen Brust, der liebereichen,
Nicht merkend, wie die Stunden rasch verstreichen,
Und welche Zeit der nächste Zeiger weise!

Bald glaub' ich in erwartungsvollem Lauschen
Den wohlbekannten Tritt im Gang zu hören,
Bald wieder dich zu sehn im Mondenscheine, —

Umsonst! das unerträglich öde Rauschen
Des Flügelschlags der Zeit will nichts mir stören: —
Im Osten tagt's und ich bin noch alleine.

Denkst du daran?

Denkst du noch der stillen Stunde,
Einst verträumt im dunkeln Tann
In des Sommers lieben Tagen,
Liebchen, denkst du wol daran?

Traulich war das Ruheplätzchen,
Schwellend weich des Waldes Moos;
Aber weicher lag gebettet
Mir das Haupt in deinem Schooß.

Schlanker Birken zarte Zweige
Schaukelte der Abendwind;
Sanfter wiegten deine Arme
Lang mich, wie ein liebes Kind.

Traumesflüstern zog vom Hügel
Durch die duftge Sommernacht;
Doch viel holdern Traum der Liebe
Hat mir da dein Mund gebracht.

Stille Sterne, Himmelsaugen
Mit dem goldnen, sanften Schein,
Schauten grüßend durch der Waldung
Dunkles Dickicht hoch herein;

Aber mir zuhäupten wachten
Trauter doch als Sternenschaar
Deine frommen Mädchenaugen,
Treu, wie sie, unwandelbar.

Leise schlug das Herz, umfangen
Von dem sel'gen Zauberbann,
In des Waldes stillem Grunde!
Liebchen, denkst du noch daran?

Einst.

Einst, o Liebchen, wenn wir still und schlicht
Mit einander durch die Welt gegangen,
Ernst und welk dein junges Angesicht,
Greises Haar umschattet deine Wangen;

Wenn gebückt mein Gang und schwach die Hand,
Die, will's Gott, dich soll getreulich leiten: —
Kommt die Zeit, wo unbekanntem Strand
Näher unsre Lebensschifflein gleiten.

Traulich plaudern Mütterchen und Greis,
Und wie längst verklungne Kindersage
Vor dem Blick vorüber gleiten leis
Unsre jungen, hellen Rosentage.

Ja, mein Liebchen, traumgleich wie das Glück,
Ist des Lebens Leid uns hingegangen!
Aber hell noch glänzt des Auges Blick,
Ruhig ist das Herz und ohne Bangen;

Denn wir bergen einen reichen Hort
In der treuen Brust an Lieb' und Segen,
Und wir sehnen uns dem nahen Port,
Mütterchen! in Frieden dann entgegen.

When first I met thee.

Aus dem Englischen von **Thomas Moore.**

Als du voll Jugendfrisch' und Gluth
Zuerst mir tratst entgegen,
Schienst du so offen, sprachst so gut,
Nicht durft' ich Zweifel hegen.
Du bliebst nicht so, doch traut' ich fest,
Doch glaubt' ich deinen Eiden
Und dacht': Ob all' er auch verläßt,
Nie kann von mir er scheiden.
Doch geh, Betrüger, geh!
Das Herz, das solchem frechen
Verräther traute je,
Verdient, um dich zu brechen.

Wenn über dich man brach den Stab,
Schloß ich mein Ohr den Leuten,
Ja, suchte, was man Schuld dir gab,
Auf künft'gen Ruhm zu deuten.
Ich blieb dir treu, indeß voll Wuth
Vertrautre dich verließen;
Das Herz, das du zertrittst, sein Blut
Wollt' es für dich vergießen.
Doch geh, Betrüger, geh!
Dein Lustrausch wird verkühlen,
Und du erfährst, welch Weh
Verlaßne Herzen fühlen.

Verblüht' auch deine Jugend schon,
Kein Altersschmuck verschönt dich;
Die Wen'gen, die dich liebten, flohn,
Und selbst dein Schmeichler höhnt dich.
Dein Festmahl unter Sklavenreihn,
Kein froher Sinn beseelt es;
Das Lächeln dort, wie Grablichtschein,
Eiskalte Herzen hehlt es.
Geh! — Wären Welten dein,
Doch gäbe jetzt ich nimmer
Ein Thränlein, fleckenrein,
Für all den sünd'gen Schimmer.

Einst, Falscher, kommt vielleicht die Zeit,
Wo selbst die Bande springen,
Wo ihr du rufst in eitlem Leid,
Die nichts zurück kann bringen;
Die, wär' auch Unglück dir beschert,
Dich lächelnd hätt' empfangen,
Und, zu beweisen deinen Werth,
Wär' froh zum Tod gegangen.
Geh! — Fluchen schafft kein Recht,
Und Schelten ziemt nur Schwachen;
Kein Haß wünscht dich so schlecht,
Wie Schuld und Schmach dich machen.

Lang und vergeblich war mein Ringen.

Lang und vergeblich war mein Ringen,
Und müde hob sich meine Brust,
Erst als ich lernt' mich selbst bezwingen,
Ward ich des Sieges mir bewußt.
Die Thräne schwand, es schwand das Zagen,
Und was mir Hoffnung einst auch bot,
Jetzt kann ich stillgefaßt entsagen,
Denn meine Liebe, sie ist todt!

Ich hab' sie nicht zu Grab getragen,
Schloß nicht des Sarges Deckel zu,
Doch störet aus vergangnen Tagen
Erinnrung nimmer meine Ruh!
Ich kann sie still und ruhig sehen,
Sie, eines Andern Morgenroth,
Kann ruhig meinen Weg nun gehen,
Denn meine Liebe, sie ist todt!

Und wenn ihr früher nicht verstanden,
Ihr Freunde, meinen trüben Sinn,
Wenn, als uns Freud' und Lust verbanden,
Ich düster starrte vor mich hin:
Jetzt sollt ihr besser mich erkennen,
Die Nacht ist hin des Leids, der Noth,
Ich kann mich ganz den Euren nennen,
Denn meine Liebe, sie ist todt!

Du bist ein Kind.

Du bist ein Kind. Noch liegt in Räthseln
Das Leben bunt vor deinem Blick,
Du stehst am Thor des Zaubergartens:
Birgt er dir Leiden? birgt er Glück?

Nur Muth! des Lebens schwerste Leiden
Man kann sie alle überstehn;
Doch Freuden giebt's — kein kühnstes Ahnen
Malt deinem Auge sie so schön!

Du ahnst noch nicht, wie süß die Liebe,
Wie unaussprechlich süß sie ist,
Wenn sie die unbewachte Thräne
Dir leise von der Wimper küßt.

Du ahnst noch nicht, welch' reiche Fülle
Von Glück im eignen Herzen ruht,
Nicht, welche Tiefe im Gemüthe,
Nicht, welche Kraft, nicht, welche Gluth.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Noch ist es dir im Busen stille,
Noch ruht dein Herz, noch ist es Nacht;
Die Ahnung kaum und leises Sehnen,
Des Morgens Schauer, sind erwacht.

Getrost, bald flammen helle Gluthen
Empor am hohen Firmament,
Daß rings in bunter Farbenfülle
Der Himmel und die Erde brennt.

Dann sinkt die Wimper dir geblendet:
Welch eine nie gesehne Pracht!
Welch Glühn umher! in dir welch Blühen!
Der Liebe Sonne ist erwacht.

Schneeglöckchen.

Wenn starr des Winters eis'ge Decke
Die Fluren alle noch umzieht,
Das Aug' in weitgedehnter Strecke
Kein Zeichen neuen Lebens sieht,
Dann keimet in verborgner Stille
Ihr holden Blümchen keck hervor,
Verkündet trotz des Winters Hülle
Uns schon des Lenzes Blumenflor.

Ihr seid des Frühlings erste Boten
An die noch schlummernde Natur,
Bringt seinen Liebesgruß der todten,
Erstarrten winterlichen Flur.
Ihr seid uns seiner Treue Zeichen
Und laßt trotz rauher Stürme Wehn
Den Trost aus unsrer Brust nicht weichen,
Er werde bald auf's Neu' erstehn.

Drum, armes Menschenherz hienieden,
Verzage nicht, wenn dir die Nacht
Des Unglücks raubet Trost und Frieden,
Kein Hoffnungsstern dir freundlich lacht;
Er, der uns diese zarten Blüthen
Zum Troste schickt trotz Eis und Schnee,
Er kann ja dir auch Hilfe bieten
Und stillen selbst das tiefste Weh!

Frühlingslied.

Frühling, Frühling ist es worden!
Ringsum Lust und Sonnenschein!
Frühling, Frühling ist es worden!
Horch! in jubelnden Accorden
Tönt es hin durch Feld und Hain.

Alles klingt und strahlt und duftet
In den Thälern, auf den Höhn.
Ueberall giebt's neues Leben,
Neues Blühen, neues Streben;
Weite Welt, wie bist du schön!

Was mich jüngst noch ließ verzagen,
Sieht mich heute kampfbereit;
Neues Ringen, neues Wagen
Soll mich vorwärts, vorwärts tragen,
Vorwärts durch den Strom der Zeit.

Frühling, Frühling ist es worden!
Und dahin ist jeder Schmerz,
Jedes Leid, das mich getroffen;
Neuer Glaube, neues Hoffen
Führt mich selig himmelwärts.

Frühlingsmorgen.

Küßt das Licht den jungen Morgen,
Fällt der Thau auf Blüth' und Blatt,
Hei, wie wandert sich's da lustig
Durch die grüne Waldesstatt!

Tönt so hell der Quelle Rauschen,
Lacht das Grün so zauberisch,
Pocht das Herz in trunkner Wonne,
Klingt das Liedel jung und frisch!

Küßt das Licht den jungen Morgen,
Fällt der Thau auf Blüth' und Blatt,
Traun, da mag ich's nimmer glauben,
Daß das Leben Schmerzen hat.

Lacht mir so die weite Erde
In des Lenzes Blumenflor,
Kommt mir Herzeleid und Trübsinn
Wie ein böses Märchen vor.

Tausend Blüthen seh' ich sprossen,
Und da denk' ich so dabei,
Ob die Blume meines Glückes
Denn nicht auch zu finden sei.

Die auch muß so frei erblühen
Unter Sturm und Sonnenschein,
Darf kein mattes Topfgewächse,
Keine Treibhauspflanze sein.

Was doch so die Menschenseele
Wunderliche Träume hat,
Küßt das Licht den jungen Morgen,
Fällt der Thau auf Blüth' und Blatt!

Des Lenzes liebstes Kind.

Wenn alles wieder knospet und sproßt,
Wenn der Himmel leuchtet und blaut,
Und die Erde nach all' dem Gestöber und Frost
Sich Frühlingslauben erbaut:
Dann hält es dich nimmer, dann zieht es dich fort
Von den Menschen, von Sorgen und Mühn;
Es lockt dich ein mächtiges Zauberwort
Hinaus in das Grünen und Blühn.

Du fliehst aus den Gassen, so dumpfig und heiß,
Ins fröhliche Waldesrevier;
Im labenden Walde kommt lose und leis
Ein wunderhold' Elfchen zu dir.

*

Maiglocken, die schimmern so schneeig und fein
In den Locken, der leuchtenden Pracht;
Es schaut dir so traulich ins Herze hinein
Und flüstert gar lieblich und lacht.

Es winket; — ein Liebesgeheimniß erblüht
Und wunderbar süß dich umflicht;
Aus Wipfeln und Moosen und Blumen, da sprüht
Von Tönen ein Meer und von Licht.
Gestalten verklungener kindlicher Zeit
Und Lieder von Lieb' und von Wein,
Ja alles, was je dich erquickt und erfreut,
Bald singet und klingt es im Hain.

Du fragest dich nicht, wie das Wunder geschieht
Ob das Klingen entströmt deiner Brust,
Nicht, ob es der Lenz, ob ein werdendes Lied,
Das jubelvoll singen du mußt.
Du fühlst nur, daß fröhlich und selig du bist,
Die Brust dir so wohlig und weit,
Wie Träumen und Schaffen dich üppig umsprießt
In der grünenden Waldeinsamkeit.

Sie flüstert zum Sänger, die holde Gestalt,
Des Lenzes geliebtestes Kind;
Ihn fesselt das Elfchen mit süßer Gewalt,
Sein Zauber das Herz ihm umspinnt.
Zum Singen geweiht ist, wem grüßend es naht
In des Maien Reviere voll Pracht;
Es schmückt ihm auf immer den wechselnden Pfad
Als Lied, das im Lenze erwacht.

Frühling.

Im Herzen dein muß Frühling sein,
Willst du des Frühlings dich erfreun!
Nicht labet dich der Sonne Strahl,
Die Blüthenpracht, das Grün im Thal,
Der Vögel Sang, ein klarer Quell,
Des Hirten heitres Ritornell:
Wenn nicht dein innerstes Gemüth
Die Sehnsucht nach dem Lenz durchglüht.

Im Herzen dein muß Frühling sein!
Ist nicht getrübt der Widerschein
Vom frischen, bunten Frühlingstag
Durch düstern Hauch der Erdenplag',
Bist du empfänglich für die Lust:
Wirst du des Frühlings dir bewußt;
Die Seel', empfindend Lieb' und Dank,
Stimmt in der Schöpfung Jubelsang!

Der König Lenz kehrt da nur ein,
Wo seinen Boten Sonnenschein
Man warm begrüßt und heiß ersehnt,
Wo all' sein Leben wiedertönt
In Andacht, Hoffnung, Fröhlichkeit;
Wo sich der innre Mensch erneut,
Von Lenzes Herrlichkeit entzückt,
Mit Jugendmuth zum Himmel blickt.

Erholung.

Im tiefen Blau
Vernehm' ich von ferne die Glocken klingen,
Dazwischen jubeln die Vögel und singen,
Da wandern die Wolken auf Windesschwingen!
Wer kann sie lenken, wer kann sie zwingen
Im tiefen Blau?

Im tiefen Blau
Wer mustert, wer zählet die zahllosen Weisen
Unsichtbarer Welten und wollte sie preisen?
Wo Mond und Sonne leuchtend kreisen,
Da möcht' ich schiffen, da möcht' ich reisen
Im tiefen Blau!

Im tiefen Blau
Hält keine Grenze den Geist umsponnen,
Und Zeit und Raum sind alle zerronnen!
Ich walle verkläret von Sonne zu Sonnen,
Ich heb' mich begeistert von Wonne zu Wonnen
Im tiefen Blau!

Im Hochsommer.

Die Wolken rosig, der Himmel tiefblau,
Die Sonne golden und würzig die Au,
Schwer hängt die Aehre, voll Früchte der Baum,
Es strotzt von Segen im weitesten Raum.

Die Höhen erglühn, es glänzet das Meer,
Es flimmert und schimmert alles umher,
Der sinkende Tag weicht kaum mehr der Nacht:
Das ist des Hochsommers einzige Pracht!

Ob auch die Herzen jetzt alle so glühn,
Und Glück und Frieden in ihnen erblühn?
Es dringt doch überall Sonne hinein,
Sollt' wohl ein Menschenherz unberührt sein?

Am Abend.

O sieh der Sonne mildes Roth,
Wie's um die Föhren still sich legt
Am Waldesrand in Abendruh'!
Kein Lüftchen sich, kein Hauch bewegt.
Heimkehrend schwebt ein Vöglein dort
An seinen Ort,
Geborgen weilt es bald im Nest,
Wo sich's in Frieden schlummern läßt.

Und von der Waldung Schattengrund
Ein schlichtes Lied herüberschallt
Und spricht zum Herzen wundersam;
Ein Mägdlein geht und singt im Wald. —
Verklungen ist das ferne Lied,
Doch leise zieht
Um Busch und Baum der Widerhall,
Dann Waldesschweigen überall.

O winkte mir, wenn müde einst
Mein Lebensbaum sich neigen muß,
Des Tagwerks Abend also traut,
Wie dort dem Baum der Sonne Gruß!
O kehrt' ich gern, wie's Vöglein that,
Zur Lagerstatt,
Und kläng' ein Abendlied mir nach
Ins dunkle, stille Schlafgemach!

Herbstlied.

So wunderklares, lichtes Blau,
So golden reines Sonnenlächeln!
Die Lüfte schmeichelnd, lind und lau
Mit Lenzeshauche dich umfächeln.

Doch ist von Liedern leer der Hain,
Längst schweigen seine hellen Stimmen,
Und über Wiese, Feld und Rain
Die weißen Sommerfäden schwimmen.

Und stärket alle Sinnen auch
Die Labe frischer Herbsteslüfte,
Doch mahnt wehmüthig dieser Hauch
An Schweigen, Oede, nahe Grüfte;

Als schwebten durch des Himmels Raum,
Als webten über Höhn und Matten,
Als schmückten schwindend Blüth' und Baum
Des todten Lenzes bleiche Schatten.

Im Herbste.

Es wallen die raschen Schatten
Geräuschlos über die Welt,
Bald glänzt es im Herbstesgolde,
Bald dunkelt es über dem Feld.

Rasch wechseln die Schatten und Lichter,
Das ist des Herbstes Zeit.
Wie steht es mit deinen Saaten,
Sind sie zur Ernte bereit?

Wie steht es mit deiner Seele?
Rasch wechseln Freud' und Leid.
Der Herbst durchfliegt die Lande —
Ist sie zur Ernte bereit?

Sturm-Hymnus.

Es schweift durch die Weiten der Erde so frei,
Es ruft wie aus tausend Kehlen;
Bald tönt es wie klagender Hilfeschrei
Von armen verlorenen Seelen,
Bald schaurig und ächzend, bald trotzig und wild,
Wie die Kriegsdrommete den Schlachtruf brüllt.
O du Sturmeswehn,
O lehr' mich dein uraltes Lied verstehn!

„Ich singe den ewigen Todtengesang
Jahrtausendlang!
Wenn der Herbst, der rauhe Geselle, dreist
Der Erde die Blüthen vom Busen reißt,

Wenn die Blättchen, gepflückt von den Zweigen,
Hinfliehend im Taumel verworren sich drehn,
Dann führ' ich den traurigen Reigen,
Dann sing' ich das Lied vom Verblühn und Vergehn!

„Ich flieh' übers Meer, hoch brauset die Fluth
Und öffnet den gähnenden Rachen;
Auf schleudert das Schifflein der Wogen Wuth,
Die Planken erbeben und krachen,
Der Nothschuß dröhnet, es splittert der Mast,
Und Schifflein und Mannschaft verschlinget in Hast
Die klaffende Gruft,
Und drüberhin brauset mein Lied durch die Luft.

„Hin trägt mich durch endlose Wüsten bald
Des Fluges Gewalt!
Es wirbelt der Sand zu den Wolken hinauf,
Es decket ein Grab unabsehbar sich auf;
Du schaudernde Karawane,
Ihr zitternden Pilger, entflieht, entflieht!
Schon tönet im nahen Orkane
Euch allen, euch allen ein Sterbelied.

„Ums verlorne Eden erbrauste mein Sang,
Trieb schwarzes Gewölk zusammen,
Die Tiefen erbebten, der Donner erklang,
Aus dem Himmel zuckten die Flammen;
Des Engels Richtschwert, es loderte nackt,
Und das Menschenpaar, von Verzweiflung gepackt,
Es floh entsetzt,
In die tosende Windsbraut hinausgehetzt.

„Seitdem, was hienieden auch stolz sich erhob,
Verging und zerstob;
Hin sank die heilige Ilios
Und Hellas' Größe in Nichts zerfloß.
Gleich Abends hinsterbenden Faltern,
So Völker um Völker die Nacht verschlang;
Schon seh' ich die Erde altern,
Bald sing' ich ihr selber den letzten Sang.

Wenn die Stunde schlägt, die gewaltige Stund',
Da die Völker den Grüften entsteigen,
Da die Sonnen erbleichen am Himmelsrund,
Und zerstiebt der Gestirne Reigen,

Dann wild um den Erdball mein Brausen erschallt,
Dann reiß' ich ihn fort mit Titanengewalt,
Ins ewige Nichts,
Beim Posaunengeschmetter des Weltgerichts.

Winter.

Wohl bist du mir lieb geworden
Im Lenz, du liebliches Land!
Wie bist du mir werth, mein Norden,
Im weißen Wintergewand!

Des Meeres unbändige Kinder,
Die wallenden Wogen wild
Birgt weithindeckend der Winter
Mit schneeig schimmerndem Schild.

Hat Häuser und Hag und Heide
Mit gleißendem Glanz umschmiegt,
In blendend blinkendem Kleide
Die Erde in Schlaf gewiegt.

Hei! Schlittenrosse trabend
Durch Wald und Wiesen weiß,
Und langer dunkler Abend
Mit fröhlichem Freundeskreis!

Ihr klaren, sternigen Nächte!
Du frischer, fröhlicher Frost!
Hei! Herzaufrüttelnde Mächte,
Draus kräftig Leben sproßt!

Wohl bist du mir lieb geworden
Im Lenz, du liebliches Land!
Wie bist du mir werth, mein Norden,
Im weißen Wintergewand!

Frühling.

Ein Dornenröschen liegt Natur gefangen
Im Zauberschlafe strenger Winterzeit,
Von Eis umrankt, vergessen und verschneit; —
Da kommt Prinz Lenz in jugendlichem Prangen.

Der Zauber weicht. — Die starren Fesseln sprangen
Vor seiner Blicke Sonnenherrlichkeit;
Natur erwacht, von bangem Traum befreit,
Und schaut ihn an mit schüchternem Verlangen.

So fühlet wohl die ersten süßen Triebe
Geheimnißvoller allgewalt'ger Liebe
Die Kinderseele, die sich sacht entfaltet.

Ach, Liebe nur giebt Leben erst dem Leben;
Drum halte fest, was dir der Lenz gegeben,
Auf daß dein Herz nicht über Nacht erkaltet.

Sommer.

O Sommer, du so reich an Sonnenblicken,
Dich grüßt Natur jetzt frei und unverschleiert.
Dein ist sie ganz, die Hochzeit ward gefeiert,
Und ringsum leuchtet seliges Entzücken.

Mag auch manch schwüler Tag dich niederdrücken,
Kein Wetter kommt, das nicht vorübersteuert;
Doch Liebesluft, die fühlst du stets erneuert,
Und selbst beglückt, vermagst du zu beglücken.

Wann erst die Schwalben ihre Nester bauen,
Und sich der Blumen Kelche voll erschließen,
Dann schwelgt die Welt in seligem Vertrauen.

Ob auch der Sorge wilde Keime sprießen,
Laßt unverzagt uns in die Zukunft schauen,
Auf daß wir voll die Gegenwart genießen!

Herbst.

Es schaut der Herbst mit seinem Blick, dem klaren,
Auf volle Garben, die sich golden neigen,
Stolz steht er da in wilder Stürme Reigen
Und fürchtet nicht ihr ungestüm' Gebahren.

Er weiß in Kampf und Drangsal und Gefahren
Die besten Schätze der Natur sein eigen
Und streift getrost die Blätter von den Zweigen
Wie Jugendträume, die verdorben waren.

Ernst wird das Leben, doch in ernsten Tagen
Lernt erst die Seele eitler Lust entsagen
Und groß und frei sich von dem Staube trennen.

Es kommt dein Herbst, dann wird dein Gott dich fragen:
Sag an, was hat dein Lebensbaum getragen?
An deinen Früchten will ich dich erkennen.

Winter.

Mag mancher auch den Winter mir verachten,
Ich hab' ihn lieb, den starken, weisen Alten,
Und seh' ihn gern sein weißes Kleid entfalten,
Wo Wiese, Wald und Flur nach Ruhe schmachten.

Wohl bebt Natur, wenn ihn die Stürme brachten;
Doch fühlt sie bald sein friedenvolles Walten,
Sie schlummert ein in seinem Schooß, dem kalten,
Und sammelt Kraft zu neuem Blühn und Trachten.

Was wär' der Lenz mit allem seinem Prangen,
Hielt' er Natur in steter Lust gefangen?
Sein vollster Segen wäre schier vergebens!

Nur nach dem Winter kann der Lenz berücken
Das Menschenherz zu seligem Entzücken,
Ein allgewaltig' Bild des ew'gen Lebens.

Auf dem Wasser.

Es plätschern und plaudern die Wellen,
Umspielen den schwankenden Kahn,
Der treibet in fröhlichem Tacte
Dahin auf beweglicher Bahn.

Ich wiege mich träumend im Nachen
Und schau' zu den Höhen empor,
Da wird's auf den Bergen lebendig,
Da schlüpft's aus den Spalten hervor.

Da huscht es wie Elfengestalten
Dahin durch die Büsche geschwind,
Da hör' ich ein Flüstern und Raunen,
Als spräch' zu den Bäumen der Wind.

Es nickt mir ein kichernder Kobold,
Ein zwerghaft possierlicher Wicht,
Es lugt aus den Stämmen der Bäume
Manch wunderlich Gnomengesicht.

Und immer lebendiger wird es,
Und toller und bunter die Schaar,
Da tritt aus dem Berge die Waldfrau,
Die blühende Krone im Haar.

Ich sehe den wallenden Schleier,
Das rauschende, weiße Gewand,
Es flattern im Winde die Locken;
Ach, hart stößt der Nachen ans Land!

Am Ufer, da plaudert die Menge —
Ich blicke wie träumend umher:
Wo sind denn die Wunder geblieben?
Wie leblos die Berge, wie leer!

„Die Wunder zeigen sich nimmer"
— So rauscht's aus den Wäldern hervor —
„Den vielen vernünftigen Leuten,
Die schaut nur der einsame Thor!"

An den Sturm.

Wieder naheſt wirbelnd du,
Hab' dich wohl vernommen,
Pfeif' und brauſe immerzu,
Heißa, gottwillkommen!
Luſtig fegſt du hin geſchwind
Ueber Wall und Schanze,
Juſt zur rechten Stunde, Wind,
Spielſt du auf zum Tanze.

Bruder, hätteſt du geglaubt,
Daß vor dir mir grauſet?
Oft ſchon über meinem Haupt
Biſt du hingeſauſet.
Muthig ſtets begrüßt' ich dich,
Wann ich dich erkannte —
Sic vivamus, du und ich,
Wir ſind Stammverwandte!

Die Fanfare bläs'st du hell,
Ich zieh' dir entgegen,
Waghals du und Kriegsgesell,
Ich auch kühn verwegen;
Hoch empor zum Aetherlicht
Willst du immer schweben,
Mich auch hält der Boden nicht
Aufwärts muß ich streben.

Deine Freiheit drückt kein Joch,
Meine keins dergleichen,
Und in keinem Kampfe noch
Sah man scheu uns weichen:
Heißa, pfeif' auch heut um mich,
Alles muß sich geben —
Sic vivamus, du und ich,
Wir verstehn zu leben!

Elegie an den Wald.

O Wald, in dessen tiefster Mitte,
Dort an dem schilfbewachsnen See,
Bei der verlaßnen Estenhütte
Noch unerschrocken grast das Reh;

Deß' Fichtenwipfel drohend rauschen
Im Kampfe mit des Sturms Gewalt
Und wieder still wie Kinder lauschen,
Wenn früh der Vöglein Chor erschallt; —

Du lieber Wald mit deiner Treue,
Dem ew'gen Grün, dem ew'gen Grau,
Worin ich immer wieder neue
Erhabne ernste Schönheit schau';

In dem ich Märchen lesend weilte,
Den einsam ich so oft durchstrich,
Der mich von manchem Wahne heilte,
Eh' noch die Reue mich beschlich! —

O ich verstand dein ernstes Schweigen,
Und du, mein Wald, den stummen Blick;
Wenn ich ihn hob zu deinen Zweigen,
So gaben sie mir Trost zurück.

Ihr Trost griff in des Herzens Saiten,
Bis es von Wehmuth mächtig schwoll,
Bis aus der Brust, der schmerzbefreiten,
Der Freude leichter Athem quoll.

Zu dir, o Wald, will ich mich flüchten,
Bin ich des Weltgetümmels müd',
Das liebe Rauschen deiner Fichten
Begleite dann mein letztes Lied.

Sonett.

Seh' im Pokal den goldnen Wein ich blinken,
Wie er erweckt die edleren Gefühle
Zu Wort und Lied im muntren Wechselspiele,
Daß selbst die Alten wieder jung sich dünken;

Hör' ich, wenn Männern volle Becher winken,
Der Lieb' und Freundschaft Stern im Weltgewühle
Vor allem preisen, der uns bis zum Ziele
Den Lebenspfad erhellt, — da muß ich trinken;

Und Nektar glaub' ich aus krystallner Schale,
Wie Ganymed ihn im Olymp kredenzte,
Zu schlürfen! — — — ja, in seligem Vergessen

Der Leidensthräne, die im Aug' mir glänzte
Ob mancher Sorg' und Plag' im Erdenthale,
Kann ich der Götter Vollgenuß ermessen.

Beim Rüdesheimer.

Zu Ingelheim auf reicher Pfalz
Saß Kaiser Karl und schaut'
Die fernen Höhn des Niederwalds,
Von leisem Hauch umblaut.
„Da drüben an dem grünen Rhein,
Wo sich der Forst erhebt,
Gewahrt ihr's, wie im Sonnenschein
Der Winterdunst entschwebt?"

„Noch lagert Schnee und körnig Eis
Diesseits am Rheingestad',
Doch drüben dunkelt schon im Weiß
Zuthal der Bächlein Pfad.
Da rodet heuer mir den Wald,
Bereitet mir das Land
Und pflanzet edle Reben bald
An sonniger Hügelwand!"

Aus zog zum Wald der Winzer Schaar,
Hieb grob und düngte fein
Und pflegte treulich Jahr um Jahr
Der Reben grüne Reihn,
Bis mild und feurig wie der Muth
Des Kaisers ward der Trank
Vom Rüdesheimer Traubenblut,
So frisch und goldig blank.

Deß' freute sich Karolus baß
Und leert' mit durst'gem Mund
Sein Ingelheimer Humpenglas
Zu mancher lieben Stund';
Der Mundschenk aber wies beim Wein
Wol mit dem Finger fern
Zum Niederwald am grünen Rhein;
Der Kaiser merkt' es gern.

Manch Gräflein pries beim Traubensaft
Des Herren klug Gebot:
„Traun, wo der Kaiser Weinberg' schafft,
Da hat es nimmer Noth."

Und sind auch wir nicht Grafen all
Aus Kaisers Cumpanei,
Wir rufen's gern mit frohem Schall:
Daß er gesegnet sei!

Noch jung.

Mich zieht hinaus des Frühlings Weben,
Hinaus der Sonne warme Gluth,
In meinem Busen fühl ich's beben
Wie kühnen Jugendübermuth;
Ich kann noch träumen, sehnen, hoffen,
Noch trägt mich hoch des Geistes Schwung,
Noch steht die weite Welt mir offen
Im Vollgefühl: ich bin noch jung!

Die Kraft der Jugend in mir waltet
So ungebrochen, unbedroht,
Das heilge Feuer, nicht erkaltet,
In hellen Flammen aufwärts loht.
Die Pulse schlagen voll und schnelle,
Die Brust erfüllt Begeisterung;
Schwill an, du schwanke Lebenswelle,
Heb' mich empor — ich bin noch jung!

Und träte just in solcher Stunde
Der bleiche Sensenmann herein,
Ich grüßte ihn mit heiterm Munde:
„Sieh da, was führt dich her, Freund Hein?
Mich suchst du? — nun, kein lang' Bedenken,
Nur her mit Lethes kühlem Trunk!
Laß zum Ade mich's Hütchen schwenken,
Ich scheide leicht, ich bin noch jung!

Die Schwalbe.

Aus dem Französischen des **Achille Millien.**

Ich sah dich, o Schwalbe, die Fittige breiten;
Du flohst aus dem nebelumschleierten Land,
O Bote des Himmels, zu sonnigen Weiten.
Wie du, hat das Glück mir den Rücken gewandt.

Wann wieder ein Lenzhauch die Höhen umgaukelt,
Kehrst treu zur verlassenen Flur du zurück,
Zu dem Nest, wo am Kirchthurm die Glocke sich schaukelt;
O trügst du mir heim das entflohene Glück!

An meine Wanduhr.

Schon über zwei Jahrhunderte vererbt
Vom Ahnherrn auf die folgenden Geschlechter,
Hast du die Zeit in rhythmisch regelrechter
Und schwindend kleiner Gliederung gekerbt;
Und die Secunden all zusammen sahn
Besitzer schwinden und Besitzer nahn.

Wie oft hat wohl nach dir das Aug' geschaut
In freudiger Erwartung und im Bangen,
Wie oft mit Ungeduld an dir gehangen,
Wie oft dem Ohr vor deinem Schlag gegraut?
Du aber, wie mit dem Geschick im Pact,
Schlugst herz- und fühllos fort im Pendeltact.

Du, stummer Zeuge mancher Angst und Noth
Und manchen Glückes, riefst mit deinem Schlage
Die Freude wach, sowie die Trauerklage
Und sprachst die Stunde bei Geburt und Tod;
Du kündetest mit lautem Ruf den Morgen
Und schlugst in Schlummerfesseln Tagessorgen.

Wüßt' ich das Zauberwort, mit dem der Bann
Der Schweigsamkeit von dir zu lösen wäre,
Du solltest mir, so wie ich es begehre,
Vom Zeitenstrome, der bis jetzt verrann,
Und von den Ahnen vielerlei erzählen
Und, was ich wissen will, mir nicht verhehlen. —

Da schlug die Uhr und tönte in mir nach:
Laß schweigend meinen Gang mich weiter gehen;
Nicht sollst du bangend in die Zukunft sehen,
Noch rufe das Vergangne wieder wach!
Ich bin bestimmt, die Zeit dir anzudeuten,
Du sollst zur Ewigkeit dich vorbereiten.

Schöne Stunden.

Laßt mir den lieben, grünen Weihnachtsbaum
Und nehmt ihn nicht von seiner alten Stelle!
Bei ihm, da träum' ich meinen schönsten Traum
Von Jugendglück und reiner Freudenquelle;
Bei ihm, da seh' ich mich, ein glücklich Kind,
Vom Glanz der Kerzen erst geblendet stehen,
Dann lächelnd nach dem liebsten Angebind',
Der schön geputzten, großen Puppe sehen.

Da taucht sie auf vor meines Geistes Blick,
Die schöne Zeit der goldnen Kinderjahre,
Die schöne, kurze Zeit, wo Freud und Glück
Nur Rosen flicht in unsre Lockenhaare;
Wo bange Sorge nicht die Stirne trübt,
Und fern wie Nebel liegen Leid und Schmerzen;
Wo man nur eine Liebe kennt und liebt,
Die treue Liebe treuer Elternherzen.

Laßt mir den Baum! An jedem grünen Zweig
Sieht die Erinnrung heilge Freuden hangen,
So unschuldsvoll, so ungetrübt, so reich,
Wie ich vom Leben nie mehr sie empfangen,
Sie nie mehr finde auf der Erde Raum,
Da mir der Kindheit reines Glück entschwunden.
Drum laßt mich träumen meinen Weihnachtstraum!
Er bringt mir doch des Lebens schönste Stunden.

Verlorne Stunden nennt sie tadelnd nicht,
Die in Gedanken weilend ich durchlebe,
Wenn um des Sinnens holdes Traumgesicht
Ich goldne Strahlen reinster Freuden webe;
Sie machen meine Seele sanft und lind,
Mein Herz mir stark und meine Liebe treuer;
Sie machen mich, wie einst, zum gläub'gen Kind,
Den Blick in's Leben lichter mir und freier.

Allegorie.

Im tiefen Grunde wohl versteckt,
Kenn' ich ein Häuschen traut;
Kein Menschenaug' hat den entdeckt,
Der's wundersam erbaut.

Es wohnet ein Geschwisterpaar
Gar eng vereint darin,
Und sind auch beide treu und wahr,
Verschieden ist ihr Sinn.

Die Schwester singt und jubelt gern,
Ernst schaut der Bruder drein;
Ihr dünkt die Erd' der beste Stern,
Er hofft auf höhres Sein.

Sie zauberte zum Paradies
Das Leben früh und spät,
Wär's nicht ein Traum, wenn noch so süß,
Der oft im Nu verweht.

Der Bruder stört den schönen Wahn
Und das, was sie gewollt;
Dem Strengen völlig unterthan,
Verstummt sie, wenn er grollt.

Und dennoch gehn sie Hand in Hand,
Es trennt sie keine Macht;
Dem, was da lebt und liebt, bekannt
Sind sie wie Tag und Nacht.

Sie stets die gute liebe Fee,
Ein ernster Mahner er,
Und wo ich immer Menschen seh',
Da fehl'n sie nimmermehr.

Und doch! Wer wohl der beßre Freund
Von diesen Beiden ist?
Das frage den, der viel geweint
In seines Lebens Frist.

Das Wunderhäuschen lieb und klein,
Das ist das Menschenherz,
Und die Geschwister, die ich mein':
Die Freude und der Schmerz.

Lebensbild.

Es stand in einem Garten
Ein schöner Apfelbaum,
Der lang in farb'gen Blüthen
Geträumt manch süßen Traum.

Einst jung, mit wilden Trieben,
Der luft'gen Winde Spiel,
Ward er verpflanzt, veredelt
Und trug der Früchte viel.

Sie fielen reif vom Stamme,
Man las sie fleißig auf;
In seiner Blätterkrone
Traf Vöglein man zuhauf.

Tief unter seinen Schatten
Viel Gras und Kraut gedieh;
Dem sonnverbrannten Wandrer
Er kühle Ruh verlieh.

Es ragt' empor sein Wipfel
Gar stolz zum Himmelszelt,
Und in des Herbstes Stürmen
Bewährt' er sich als Held.

Da zog ein strenger Winter
Herein in's Gartenland
Und hat, ihn eisig packend,
All seine Kraft entwandt.

Wie drauf der Lenz gekommen,
Und lebensfrisch erwacht
Fast jeder seiner Brüder
Und neues Laub gebracht:

Sah man am lieben, alten,
Berühmten Apfelbaum
Nur spärlich Blätter prangen,
Der Blüthen eine kaum!

Als Riese unter Zwergen
Er Spott und Hohn vernahm
Vom jüngeren Geschlechte,
Weil kahl und morsch sein Stamm.

Nicht konnt er, halb verdorret,
Trotz Thau und Sonnenschein
Zu einst'ger Pracht sich heben
In seiner Brüder Reihn.

Da hat, als ob Erbarmen
Im Himmel er erweckt,
Ein Blitz aus Wetterwolken
Zu Boden ihn gestreckt. —

Auf dem Kirchhofe.

I.

Ihr alten Bäume im Kirchhofraum,
Was rauscht ihr so linde mitsammen?
Wohl deckt ihr manches tiefe Leid
Und viel erloschene Flammen? —

„Wir plaudern, du thöricht Menschenkind,
Von unsern Schläfern im Grunde;
Noch eine kurze Spanne Zeit,
Dann wird von dir uns Kunde!"

II.

Maienglöckchen, Maienglöckchen,
Auf vergessnen Gräbern dort,
Sagt, warum seid ihr erblühet
An so düster stillem Ort?

„Drunten ruht so manches Herze,
Dem der Lenz war hold und lieb,
Ach, und dem von dessen Wonnen
Auch nicht eine übrig blieb.

Wir nur läuten leise, leise
Frühlingsbotschaft all hinab,
Und es dringet Gruß und Weise
In das allertiefste Grab.

Lenzesträume nahn den Stillen,
Und es weht im weiten Grund
Solch Gebet voll Gottvertrauen
Durch der Schläfer ernste Rund:

Hört der Maienglöckchen Klingen!
Gott verkündet milde heut:
Wieder bringt ein Lenz uns näher
Zu der Auferstehungszeit."

Gieb Acht!

(Nach dem Plattdeutschen.)

Allstündlich wandelt unser Herr
Durch seinen großen Menschenwald;
Er schaut sich seine Bäume an
Und sieht die reifen dann auch bald.

Und diesen, jenen zeichnet er
Mit einem weißen Striche dann,
Daß seinen Willen und Befehl
Der Förster dran erkennen kann.

Wenn Förster Tod das Zeichen sieht,
Nimmt er die Axt und säumet nicht
Und schlägt mit jähem Hieb den Baum,
Der ächzend bald zusammenbricht.

Und ist die Arbeit ihm zu stark,
Dann ruft die Knechte er herbei,
Und wartet, bis durch ihre Hülf'
Der Baum zum Fällen fertig sei.

Die heißen: Krankheit, Sorg' und Noth,
Und Hitz' und Kält' und Gram und Leid,
Und jeder ist, des Försters Wink
Zu folgen, ach! wie gern bereit.

Doch das geht leise, mäuschenstill,
Du siehst und hörst die Arbeit kaum,
Wie's nagt und beißt und gräbt und hackt
Am armen, ahnungslosen Baum.

Denn ob er's auch zu Zeiten spürt,
Weiß er, daß er gezeichnet sei?
Noch sind ja seine Blätter grün,
Noch blühet er im lust'gen Mai.

Noch strömt der Saft ihm frisch und voll
Durch Ast und Zweig, noch fließet lind
Der Regen nieder, schmeckt so süß
Der Kuß von Sonnenstrahl und Wind.

Noch singen seine Vögel schön,
Und er singt mit in Herzenslust
Und merkt nicht, daß schon Blatt um Blatt
Das Köpfchen leise neigt zur Brust;

Und sieht nicht, wie der Förster sich
An seiner Knechte Arbeit freut
Und schon mit scharfer, blanker Axt
Still harrend steht an seiner Seit'. —

Ach, lieber Baum, hast du den Schlag
Der Axt bisher noch nicht gefühlt,
So wähn' nur nicht, daß darum dir
Kein Feind an deiner Wurzel wühlt.

Weißt du, ob mit dem weißen Strich
Nicht du auch schon gezeichnet bist?
Nicht dir auch zum Verderben schon
Der Förster lange thätig ist?

Gieb Acht! Es ist so wunderschön
Im grünen Wald; froh und beglückt
Genieße sein! Auch dir zur Lust
Ist er so wonniglich geschmückt.

Doch schlage deine Wurzeln nicht
So tief, als wär's für ewge Zeit;
Je üpp'ger du, je ernster schaut
Der Herr dich an: bist du bereit?

Die Früchte, die du tragen sollst,
O sei darauf mit Fleiß bedacht!
Ein Herbst eilt nach dem andern hin,
Bald ist's zu spät. Gieb Acht! Gieb Acht!

Dies irae.

Aus dem Requiem frei in's Deutsche übersetzt.

Tag des Zornes, wo entzündet
Diese Welt zu Asche schwindet,
Wie die Seher uns verkündet!

Welch ein Zittern, welch ein Zagen,
Wenn des Todtenrichters Fragen
Streng erforschen alle Klagen!

Mächtig mit Posaunentone
Schallt's, aus Gräbern jeder Zone
Rufend alle hin zum Throne.

Tod und Welt wird staunend sehen
Rings die Creatur erstehen,
Vor dem Richter zu bestehen.

Und das Buch der Weltgeschichte
Wird geprüft in reinem Lichte
Vor des Ewigen Gerichte. —

Furchtbar wird der Richter sitzen —
Licht wird in's Verborgne blitzen,
Nichts uns vor Vergeltung schützen!

Was soll Armer ich dann flehen?
Wen zum Retter mir ersehen,
Da Gerechte kaum bestehen?

Herr, vor dem die Himmel beben,
Du, den Rach' und Gnad' umschweben,
Rette mich! gieb mir das Leben!

Denk, o Jesu, der Beschwerden,
Die du trugst für mich auf Erden!
Laß mich nicht verloren werden!

Auch zu mir auf dunklen Pfaden
Kamst du müde, kreuzbeladen —
Starbst den Tod, mich zu begnaden!

Richter, hemme deine Wage,
Die da abmißt Schuld und Klage,
Wenn ich reuevoll sie trage.

Seufzend fühl' ich mein Vergehen,
Muß erröthend vor dir stehen,
Hör' barmherzig, Gott, mein Flehen!

Der Marien hat vergeben
Und verhieß dem Schächer Leben,
Soll zur Hoffnung mich erheben.

Unwerth, dir mein Flehn zu weihen,
Kann nur, Heiland, dein Verzeihen
Von Verdammniß mich befreien.

Sondre mich vom Troß der Hölle!
Deiner Heerde mich geselle
Und zu deiner Rechten stelle!

Sinkt die Schaar von Sündenknechten
Zu des Abgrunds Flammenmächten,
Rufe mich mit den Gerechten!

Betend tief im Staube wende
Ich zerknirscht zu dir die Hände:
Gieb mir, Herr, ein selig Ende!

Tag der Thränen — einst mit Schrecken
Wirst zum Weltgericht du wecken!
Wenn vor deinem Thron wir stehen,

Herr, laß Gnad' vor Recht ergehen!
Jesu, milder König du,
Schenk uns allen ew'ge Ruh!

Sonett.

Ihr seid bemüht, den Himmel uns zu rauben,
Ihr großen Weisen der modernen Schule;
Ein Bannspruch trifft von eurem hohen Stuhle
Als Thoren Alle, die noch hoffend glauben.

Bestrebt, den Baum des Lebens zu entlauben,
Macht ihr die Erde uns zu niedrem Pfuhle
Und jeden zur Maschine, die da spule,
So lang die Räder halten in den Schrauben.

Der Aberglaube alter dunkler Zeiten —
Der tödtete die Leiber, Gott zur Ehre,
Doch schlimmer ihr, die Klugen und Gescheidten;

Ihr tödtet, auf daß euer Ruhm sich mehre,
Die Seele und den Geist, den gottgeweihten,
Damit der Mensch zum Thiere sich verkehre.

Mahnung.

Hasse nicht! Ein Hauch der Liebe
Weht dich an von Wald und Flur,
Wenn der Lenz mit warmem Triebe
Küßt die bräutliche Natur.
Blauer Veilchen zarte Düfte,
Röslein, hold im Purpurlicht,
Mahnen leis wie Maienlüfte:
Menschenherz, o hasse nicht!

Zweifle nicht, wenn Sommerschwüle
Brütet auf versengtem Feld,
Wenn der Nord mit Eiseskühle
Halm und Rebe niederhält!
Horch! schon rauscht ein frischer Regen!
Und aus kalten Nebeln bricht
Sonnenschein mit mildem Segen!
Menschenherz, o zweifle nicht!

Fürchte nicht, wenn Blatt und Blüthen
Sinken in ein herbstlich Grab!
Reife Frucht wird's reich vergüten,
Die dir Feld und Garten gab.
Was die dunklen Tage nahmen,
Steht in goldnem Frühlingslicht
Fröhlich auf aus Kern und Samen.
Menschenherz, o fürchte nicht!

Und des Jahres Pulse stocken —
Aus des Winters eis'ger Hand
Sinken weiche, weiße Flocken
Nieder auf das öde Land;
Aber dir laß nimmer rauben,
Menschenherz, dein ew'ges Gut,
Das im Hoffen und im Glauben,
Das in deiner Liebe ruht.

O halte still!

O halte still, wenn auch des Lebens Wogen
Dein Schifflein zu zertrümmern drohn!
Es wölbt der Himmel seinen Friedensbogen
Nach Sturm und Regen erst dem Erdensohn.

O halte still und laß das müß'ge Fragen,
Kannst du des Schicksals Walten nicht verstehn;
Das Leben ist ein ewiges Entsagen,
Und siegen heißt es, oder untergehn.

O halte still! Des Herzens tiefe Wunden
Vernarben nicht, so lang die Thräne fließt,
Und Ruhe hat noch keiner je gefunden,
Der nicht den Frieden mit sich selber schließt.

O halte still! Es kommt uns Menschen allen
Die letzte, die verheißungsvolle Nacht;
Dann soll der dichte, dunkle Schleier fallen,
Der hier das Leben dir zum Räthsel macht!

Vergänglichkeit.

Wer blickt mit mir nicht gar so gerne
Zurück in jene goldne Ferne,
Wo unsrer Jugend Tempel stand;
Wer fühlt sein Herz nicht höher schlagen,
Sich nicht gehoben und getragen,
Denkt er des Glücks, das er empfand!

Ein Spiegel lag des Lebens Morgen,
Getrübt von keinem Hauch der Sorgen,
Vor unsrem frohen Blicke da;
Dem Jugendmuth, dem kühnen Hoffen
Lag jeder Weg zur Freude offen,
Schien jedes Ziel zum Glücke nah.

Wie schlug, beseelt vom reinsten Triebe
Der schönen ersten Jugendliebe,
Das junge Herz in Wonn' und Lust;
Wie leuchteten im Sonnenstrahle
Des Jugendtraums die Idecle
Und schwellten hoch des Jünglings Brust!

Es lebte nur das Hohe, Reine,
Nicht hemmte fesselnd das Gemeine
Des jungen Adlers Sonnenflug;
Noch fielen Einfalt, frommer Glaube
Dem Hohn und Zweifel nicht zum Raube,
Fern lag die Welt mit Lug und Trug.

Vorbei, vergessen und gestorben,
Was einst von heißer Lieb' umworben
Vor meinem trunknen Blicke stand!
Ich hab' erkannt, erprobt, erfahren,
Wie eitel meine Träume waren,
Wie jedes Ideal entschwand.

Ich wurde Mann, voll kräftgen Strebens
Rang ich im wilden Kampf des Lebens,
Zu schützen muthig mein Panier,
Das ich seit meinen Jugendtagen,
Ein theures Kleinod, stolz getragen,
Das stehn und fallen sollt' mit mir.

Jetzt bin ich Greis, hab' ausgestritten,
Bin bald den Berg hinabgeschritten,
An dessen Fuß ein Grabkreuz steht.
Jetzt sterben Freunde, Träume, Lieder,
Die Freude senkt die Fackel nieder —
Was einst so schön, verblaßt, vergeht!

Mehr als Worte und Gedanken —

Mehr als Worte und Gedanken
Birgt der Seele tiefster Grund,
Unbegrenzt und ohne Schranken
Thut sich dort das Ew'ge kund.

Lieb' und Hoffnung zaubern wonnig
Uns hienieden Glück und Lust,
Holde Träume, licht und sonnig,
Schenken sie der Menschenbrust.

Und in dunkler Nacht der Schmerzen,
Wo nur banges Weh sich regt,
Ist's der Glaube, der die Herzen
Ueber Erdenleiden trägt!

Es singt der Vogel sein Lied.

Es singt der Vogel sein Lied,
Und lauscht auch kein Ohr:
Er singt's mit frohem Gemüth
Zum Himmel empor.
Doch stimmt ein Herz mit dem Sang
Im rechten Accord,
Dann lebt der liebliche Klang
Lange noch fort.

Wer dichten will —

Wer dichten will, darf nicht Gedanken stehlen,
Weil sonst sein eigen nicht der ganze Sang ist;
Und daß nicht unklar sein Gedankengang ist,
Darf ihm auch Klarheit nicht und Logik fehlen.

Wer dichten will, muß seine Worte wählen,
Daß rein die Reime all', und voll ihr Klang ist,
Daß nichts zu kurz geräth und nichts zu lang ist;
Wer dichten will, muß auch die Sylben zählen.

Doch ob du dieses alles auch bezwungen,
So bist du doch ein Reimer nur geblieben,
Wenn nicht dein Herz die Lieder mitgesungen.

Begeisterung, die läßt sich nicht erüben;
Ein volles Herz, von Lust und Licht durchdrungen,
Gehört so gut zum Dichten, wie zum Lieben.

Sprüche und Epigramme.

1.

So wie du scheinst, nimmt dich die große Menge,
So wie du bist, nimmt dich die Liebe nur.

2.

Des Lebens Bühne ist herrlich und groß,
Nur birgt sie meistens Statisten im Schooß;
Doch hört man sie einzeln reden und schrein,
Man glaubt unter lauter Künstlern zu sein.

3.

Willst du im Leben eigne Wege gehn,
So wappne dich mit der Entsagung Muth;
Die Menge will nur ihresgleichen sehn
Und meidet den, der anders denkt und thut.

4.

Im Leben nützt lautes Wesen gar wohl,
Es retteten Gänse das Capitol.

5.

So jemand dir sein ganzes Herz
Ausschüttet, kaum mit dir bekannt:
Sei überzeugt, daß Freud' und Schmerz
Nie seine Seele tief empfand.

6.

Die Lotosblume scheut der Sonne Pracht
Und duftet süß nur in verschwiegner Nacht.
So wahrt ein reiches, sinniges Gemüthe
Gern vor der Welt des tiefsten Herzens Blüthe.

7.

Soll, was du kelterst, gern getrunken sein,
So schenk' uns nicht von deinem Krätzer ein;
Soll, was du schreibst, gelesen sein,
Gieb Form und Inhalt gut und rein.

8.

Ein froher Mensch — ein Kleinod, das in der Sonne funkelt;
O hüte dich, daß nicht dein Schatten ihn verdunkelt.

9.

So manchen Menschen hast du dir zum Feind gemacht;
Weil er's bemerkt, daß du durchschaut, was er gedacht;
Nimmst scheinbar du, wie er sich geben will, den Mann,
Sieht höchst befriedigt er als seinen Freund dich an.

10.

Wer ewig spricht von seiner Pflicht,
Dem traue nicht;
Denn wer gewohnt ist, seine Pflicht zu thun,
Der handelt, ohne daß er drüber spricht.

11.

Frau X. liest viel und wird doch nie gescheidt,
Der Armen bleibt zum Denken keine Zeit.

12.

Ihr sehet stets ein Unglück nach dem andern
Aus ferner Zukunft euch entgegenwandern;
Ihr seht so scharf, daß ihr es übersieht,
Wenn just das Glück an eurer Seite steht.

13.

Ein edles Streben ist's, berühmt zu werden,
Jedoch kein Götterloos, berühmt zu sein.

14.

Viel besser, man sieht den Jüngling im Kampf,
Als fix und fertig, gefördert mit Dampf.

15.

Wirke mit Ruhe und meide die Hast,
Glück liegt im Wechsel von Arbeit und Rast.

Räthsel.

Ich bin dabei, wenn im wirbelnden Tanz
Die Paare sich drehn, den Rosenkranz
Der Mönch abbetet in stiller Nacht;
Ich bin's, die traulich beim Kranken wacht; —
Und legst du den Kopf zu Füßen mir hin,
Ich mach' mir nichts draus, bleibe doch, was ich bin.

(Lampe — Ampel).

Lebenswahrheit.

Zu Frankfurt am Main, inmitten der Zeil',
Da steht eine Schenke nett und fein.
Da kehr' ich seit Jahren, so oft ich dort weil',
Allabendlich auf ein paar Stündchen ein.
Da sitzen dann biedre Philister und reden
Und spinnen der weisen Gedanken Fäden.
Oft hört' ich ihrer Weisheit zu,
Oft hat mein Herz in Lust gelacht,
Und manchen Schatz aus dieser Truh'
Hab ich mir mit nach Haus gebracht.

Einst sprachen sie mit geschwätzigem Mund
Vom lieben heim'schen Apfelwein:
Wo kann auf dem weiten Erdenrund
Ein Labetrank ihm ähnlich sein?

Doch ist nicht jeglicher gleich zu preisen,
Hier wird er sich süßer, dort saurer erweisen.
Nun stritten sie mit lautem Schrein,
Da rief im Ring ein würd'ges Glied:
Ja, Eppelwein und Eppelwein,
Das ist ä großer Unterschied!

Erst rief es der Eine, dann alle im Chor,
Und fort und fort erklang's im Kreis.
O Mirza Schaffy, spitze dein Ohr,
Und präge das Wort dir ein mit Fleiß!
Wohl ist dir manch sinniges Sprüchlein gelungen
Und hat dir den Namen des Weisen errungen;
Doch keins bracht' solche Frucht mir ein,
Wie dieser Weisheit Maienblüth':
Ja, Eppelwein und Eppelwein,
Das ist ä großer Unterschied.

Nie schwand wol ein Tag, du weißt es, mein Herz,
Da's laut nicht in dir wiederklang.
In Freud' und Leid, in Ernst und Scherz,
Bei Speis' und Trank, Red' und Gesang,

Bei Menschen, die mir entgegentraten,
Bei guten und bösen Worten und Thaten,
Bei Reich und Arm, bei Groß und Klein,
Stets tönt der Spruch mir im Gemüth:
Ja, Eppelwein und Eppelwein,
Das ist ä großer Unterschied.

So nimm denn, o Spruch der Weisheit, den Dank,
Den ich schon lang dir schuldig bin.
Ach, wenn ich dafür mich auf's Dichterroß schwang,
Du kommst auch dort mir nicht aus dem Sinn;
Und muß ich dann gar im Vereine der Dichter
Verwalten mein Amt als kritischer Richter,
Stets denk', o Herzensfreund, ich dein,
Und spreche still bei jedem Lied:
Ja, Eppelwein und Eppelwein,
Das ist ä großer Unterschied.

Bitte um guten Rath.

„Herr Vormund, bitte um Exküse!
Ich wünsche Euren guten Rath!“
So sprach verschämt die Anne-Lise,
Als sie zum Jobst ins Zimmer trat.

„Ei, ei! Was macht dich so verlegen?
Nur Muth gefaßt! Kopf in die Höh!“
So tritt der Vormund ihr entgegen,
„Sprich, liebes Kind, wo thut's denn weh?“

Und Lise zupft an ihrer Schürze, —
Dann aber endlich faßt sie sich
Und sagt's heraus in aller Kürze:
„Herr Jobst, heirathen möchte ich!“

„Damit ich nun, wie's viele thaten,
Den Schritt nicht zu bereuen hab',
So bitte ich, mir gut zu rathen, —
Doch rathen Sie mir nur nicht ab!“

Die Weinprobe.

Am rebenumkränzten, am lustigen Rheine,
Wo die Trauben glühen im Sonnenscheine,
Da schauet von grüner Bergeswand
Schloß Eberbach hernieder ins Land.

Da könnet ihr rings auf sonnigen Höhen
Die bachusgesegneten Stöcke sehen,
Die des Rheingaus edelstes, goldigstes Naß
Uns Durstigen liefern in Keller und Faß.

Wer hier je beim Zechen den Römer geschwungen,
Und feurig „bekränzet mit Laub!“ gesungen,
Dem rufet der Name Eberbach
Zeitlebens sein Echo im Herzen wach.

Den läßt er mit freudigem Danke preisen
Die wackeren Mönche, die klugen, die weisen,
Die einst, Sanct Benedicti Schaar,
Als Eberbach noch Kloster war,

Statt betend und singend die Zeit zu verträumen
In düster geschwärzten, gelehrten Räumen,
Erfüllten buchstäblich das Wort des Herrn:
Arbeitet an meinem Weinberg gern!

Sie gruben und pflanzten auf Schritt' und Tritten
Die edelsten Stöcke und hackten und schnitten,
Und Bacchus, er ließ ihre Arbeit gedeihn
Zum köstlichsten, feurigsten Wein am Rhein.

Und Kaiser und Herzog und Grafen und Ritter,
Sie klopften an Eberbachs Klostergitter:
Hei, fromme Brüder, helfet uns fein
Und schickt uns von eurem Götterwein!

Und könnt ihr nicht helfen und schicken zur Stunde,
So probt doch mit eurem Kennermunde
Den Wein, den wir kaufen. Ihr seid ja bekannt
Ob euren Zungen im ganzen Land! —

So saßen denn einst von unseren Mönchen
Der Brüder zweie bei einem Tönnchen,
Doch nein, es war ein gewaltiges Faß,
Und nippten daran und kosteten baß.

Hör', Bruder, so sagte darauf der eine,
Es ist mir was faul an diesem Weine;
Er ist mir gar nicht recht nach Sinn,
Es ist so'n Gedanke von Leder darin.

Der andere zwinkerte mit den Augen:
Auch mir scheint das Weinchen nicht viel zu taugen;
Doch Leder, Bruder? Wo denkst du hin?
Mir ist so ein Anflug von Eisen darin.

Und siehe, nun gab's denn ein hitziges Streiten,
Ein Zanken und Rechtha'n auf beiden Seiten,
Und eher nicht schwieg der grollende Mund,
Bis lallend sie sahen der Tonne Grund;

Bis — seid mir gesegnet, ihr tapferen Zungen,
Noch heute wird euer Lob gesungen! —
Ihr Auge an dünnem Lederband
Tief unten ein eisernes Schlüsselchen fand.

Erdbeerblüthe.

Wie die Sonne goldig schien
Auf das Moos im Walde!
Erdbeerblüthen, weiß im Grün,
Winkten von der Halde;
Und ich klomm den Berg hinan,
Mich ins Gras zu legen,
Wollt' mich wol im kühlen Tann
Auch an Beeren pflegen.

Sieh, da saß ein Mägdlein schon
Bei den weißen Blüthen!
Mußt' ihr doch mit frischem Ton
Ein: Gott grüß' dich! bieten.
Und wir sprachen dies und das
An der Waldung Saume;
Eichhorn schielt' ohn' Unterlaß
Hoch herab vom Baume.

Endlich faßt' ich mir ein Herz:
„Bis die Beerlein reifen,
Soll ich, Mädchen, ohne Scherz!
Doch umher nicht streifen?
Besser traun! als Beeren hier,
Schmeckte mir's im Grunde,
Böteſt du ein Küßchen mir
Frisch von holdem Munde."

Und ich beugte mich hinab
Rasch zu rothen Lippen,
Wollte von der süßen Gab'
Nur ein wenig nippen;
Aber weh! die Schelmin schlug
Mit gewandtem Schwunge
Auf den Mund mich — und im Flug
War sie fort, im Sprunge.

Eichhorn droben auf dem Ast
Schien mich keck zu necken,
Hatt' ein Zweiglein frisch erfaßt,
Ließ sich's weidlich schmecken. —

Ja, nun glaub' ich fest und steif,
Will's auch nie vergessen:
Sind die Beeren noch nicht reif,
Darf man keine essen!

Hinaus ins Freie!

Hell glänzet der Sonne belebender Strahl,
Es duften so lieblich die Höhen, das Thal,
Die Vöglein singen so munter und ziehn
In traulicher Lust durch die Lüfte dahin,
Von fern tönt melodisch der Heerden Geläute
Und locket ins Weite.

Schwül ist's in der Stube beengendem Raum,
Ich dehn' mich ermattet auf schwellendem Flaum,
Die Brust ist so voll und das Herz so leer,
Die Wolke des Trübsinnes lastet so schwer,
Umnachtet den Geist und lähmet die Kräfte
Zu jedem Geschäfte.

Hinaus, — o hinaus in die freie Natur!
Zur murmelnden Quelle, zur grünenden Flur!
Hinaus, wo der Zephyr auf Aehren sich wiegt,
Im muntern Gekose die Blumen umschmiegt,
Hinaus, — wo so weit, wie im Reiche der Träume,
Sich dehnen die Räume!

Da athmet aufs Neu' die ermattete Brust
Und füllt sich mit frischer lebendiger Lust;
Das Herz wird so leicht und der Geist so frei,
Die Nebel der Schwermuth, sie reißen entzwei,
Und der jauchzenden Lippe entströmen dann wieder
Erheiternde Lieder.

Wanderers Umwandlung.

Ich ging die Straßen wohl auf und ab
Und suchte nach neuen Gedanken —
Ich kam mir vor wie ein stilles Grab,
Das Blüthen des Lebens umranken!
Viel Volk im Sonntagsstaat lief umher;
Doch keiner ahnte wohl, was beschwer'
Mich geistig ermüdeten Kranken.

Zu schaun neugierig ins Himmelsblau,
Auf Wiesen und Blumengehege,
Ob nach der Mode das Kleid genau,
Ob alles hübsch glatt oder schräge:
Dies Schnüffeln merkt' ich den Leuten an
Und schritt als gedankenbeflissener Mann
Dem schwatzenden Troß aus dem Wege.

Erst als im schattigen kühlen Hain,
Weitab von dem lärmenden Treiben
Ich sog die köstlichen Düfte ein
Balsamischer Tannen und Eiben,

Bei Käfersummen und Vogelsang
Hinschlendernd, grübelnd dem Bach entlang —
Da ließ sich mein Weltschmerz betäuben.

Es lebten auf wieder Geist und Herz,
Nicht träumend mocht' länger ich schwanken,
Mich zog's vom Erdenthal himmelwärts
Zum Urquell all unsrer Gedanken;
Mit mir versöhnet und mit der Welt,
Der nur ein kämpfender Mann gefällt,
Verwandelt' mein Groll sich in Danken.

Nun lenkt' ich heimwärts den Wanderschritt —
Und als in den staubigen Gassen
Ich wiedersah, was ich sonst nicht litt,
Geschäftig sich tummelnde Massen:
Da schwanden die Thränen wie Morgenthau,
Mir blieb nur Sonnenschein von der Au,
Um heiter mein Loos zu erfassen.

Auf der Dünabrücke.

Auf der Brücke hoch gestanden
Bin ich jüngst um Mitternacht.
Ueber Fluß und Holm und Landen
Liegt des Mondlichts heitre Pracht;
Schimmernd zieht's im Wasser nieder
Breite Spur wie mattes Gold,
Kräuselnd, ringelnd immerwieder,
Wie die Woge weiter rollt.

Feuerchen der Flößer schimmern
Rothen Scheins auf Holm und Strom,
Ueber bleichen Nebelflimmern
Wölbt sich hoch der Sternendom.
Ringsumher in weitem Kreise
Feierliche Stille ruht,
Um die Brückenpfeiler leise
Plätschernd geht der Düna Fluth.

Mitternacht ist Geisterstunde,
Wo ungläub'ger Neuzeit Kind
Alter Zeit verschollne Kunde,
Trieb und Sinn erkennbar sind.
Habt ihr keine Geisterchöre,
Dünastrom und Baltenland?
Heldenschatten, ich beschwöre
Euch, die andre Zeit gekannt!

Fahler scheint der Mond zu leuchten,
Dichter sich der Nebel ballt,
In dem Dunstgewirr, dem feuchten,
Reckt's und dehnt's wie Spukgestalt.
Röthlicher die Feuer glimmen
Irrwischgleich im Nebel drin,
Und wie leise Geisterstimmen
Rauscht's an Strom und Ufer hin.

Sieh! die Nebelmassen theilen
Sich zu Körpern fest und frei,
Alter Zeiten Bilder eilen
Deutlich meinem Blick vorbei:

Vom Gebirg bis zu den Küsten
Dehnt sich ungeheurer Raum,
Moor und Sumpf in weiten Wüsten,
Dichter Urwald, Baum an Baum.

Reiche Thierwelt vielgestaltig
Gab den Wäldern die Natur,
Ungethüme kraftgewaltig,
Mammuth, Höhlenbär und Ur. —
Da vom Aufgang weit in Schaaren
Kommt ein ander wild Geschlecht,
Eisenknochig, listerfahren,
Wetterfest und kampfgerecht.

Denn der Mensch ist Herr der Erde,
Und mit festem, sicherm Schritt
Folgt er seiner Feinde Fährte,
Die er schmetternd niedertritt;
Durch die Wildniß flackert röthlich
Seiner Lagerfeuer Schein,
Bär' und Löwen trifft er tödtlich
Mit der Axt von Feuerstein.

Elch und Ur und Mammuth weichen
Bei des Weltbeherrschers Nahn,
Festland trägt der Herrschaft Zeichen,
Seen und Ströme furcht sein Kahn;
Ihm gehört das Renn, das flücht'ge,
Wenn sein Pfeil die Luft durchsaust,
Waldherr ist der starke, tücht'ge,
Denn hier gilt das Recht der Faust.

Auch der Herr von Renn und Eber
Stirbt, wenn seine Zeit verrann,
Bautasteine, Hünengräber
Deuten seine Spuren an. —
Und der hohe Kalewide
Führt sein Volk zum Küstengau,
Lehrt es, wie man Schwerter schmiede,
Früchte pflanz' und Häuser bau'.

Und der Slawe folgt, der Lette
Trotzig ihm und kampfgemuth,
Und der alten Düna Bette
Röthet sich von Männerblut.

Kriegerstämme blühn und fallen;
Sieh! da kommt ein neuer Held,
Schwertgewaltig, stark vor allen,
Rothes Kreuz in weißem Feld.

Burgenbauer, Städtegründer
Schreitet mächtig er durch's Land,
Bis die trotz'gen Landeskinder
Ihren Herrn in ihm erkannt;
Und sein Axthieb stürzt die Wälder,
Seine Heerden nährt die Au,
Und sein Pflug durchzieht die Felder,
Wie sein Schiff des Meeres Blau.

Andre Zeiten, andre Geister —
Mit dem Schwert ringt Wort und Dampf,
Und die neue Macht bleibt Meister
In dem wunderbaren Kampf.
Altersmorsch zerfällt in Stücke,
Was einst groß geschienen hat,
Prachtgebäude, Bahn und Brücke
Heben sich an seiner Statt.

Nieder liegen Thor und Wälle,
Die geschieden Stadt und Land,
Nieder liegt die Cidatelle,
Liegt der Stände Scheidewand.
Neue niegeahnte Zeiten
Glänzen fern in rosigem Licht,
Aber ihren Sinn zu deuten,
Das vermögen Geister nicht.

Auf dem Leuchtthurm.

Zum Leuchtthurm war ich aufgestiegen,
Dem Markstein zwischen Meer und Land,
Und ließ weitum die Blicke fliegen,
Gelehnt auf seiner Brüstung Rand.
Tief unten zierlich ausgebreitet
Festung und Städtchen, bunt und frisch
Wie sauber Spielzeug, das man spreitet
Als Gärtchen auf den Weihnachtstisch.

Und da die Düna, Schiffe tragend,
Und dunkler Wald und lichte Au
Und Riga's Thürme, stattlich ragend
Auf in des Himmels Weiß und Blau;
Und dort hinaus das Bild, das prächt'ge,
Dem keines in dem Weltall gleicht,
Das große Meer, das ew'ge, mächt'ge,
So weit mein spähend Auge reicht.

Wie einst die Heldenschaar dich grüßte,
Die ruhmvoll bei Kunaxa stritt,
So tret' ich stets an deine Küste,
Ruf' Thalatta! ich jauchzend mit.
Denn Freiheit wohnt nicht auf den Bergen,
Am blauen Meere blüht sie echt,
In Hochlandthälern wie in Särgen
Schläft linkisch geistesarm Geschlecht.

Doch wer den Himmel sich zuhäupten,
Zu Füßen sich die Fluthen fand,
Die brausend siebenfarbig stäubten,
Und seinen Weg zog unverwandt;
Wer je das hohe Meer befahren,
Wenn Sturm in seinen Tiefen wühlt,
Wer mit ihm rang, den Deich zu wahren,
Daß Haus und Hof nicht werd' verspült;

Wer siegreich solchen Strauß bestanden:
Der lernt vertraun der eignen Kraft,
Senkt nicht das Haupt in Geistesbanden
Und duldet keines Zwingherrn Haft!

An Salamis will's mich gemahnen,
Den Geusenbund, Amerika,
An unsre eignen starken Ahnen!
Meer, sei gegrüßt mir, Thalatta!

Im Sande.

Ich kehrte heim von Dünamünde
Und frug nicht nach der Straße viel,
Querfandein über Berg und Gründe;
Der grade Weg führt auch zum Ziel. —
Mir scheint, hier hat es Sand geregnet,
Hier trägt ja alles gelb Gewand;
Du wurdest überreich gesegnet
Mit dieser Zuthat, Baltenland!

Da stehen graue, winz'ge Hütten
Im dürren Sande nackt und kahl;
Wird er sie über Nacht verschütten,
Die Welt bemerkt es nicht einmal.
Kein Strauch, kein Baum, den Blick zu laben,
Kein Stumpf, kein Stein, kein Wasserborn,
Kein Hälmchen Gras ist hier zu haben,
Nur Sand und Sand, Korn über Korn.

In Wellenhügeln liegt's, wie eben
Das Meer sich meinem Auge bot;
Allein das Meer ist ew'ges Leben,
Und Sandgefild ist ew'ger Tod,
Ein Einerlei, träg, fahl und dürre,
Ein Leichenmantel der Natur.
Doch sieh! dort wächst was! — nein, ich irre,
Ein halber Werftpfahl ist es nur.

Ein Werftpfahl, einst an dieser Stelle
Als Staatsbeamter angestellt!
Wie sankest du so tief, Geselle!
Ja sieh, so ist der Lauf der Welt.
Du kündetest einst stolz und farbig,
Daß einst hier eine Straße ging;
Jetzt sandbegraben, wetternarbig —
Wie dauerst du mich, armes Ding!

Und weiter, weiter drang ich muthig,
Bis an die Knöchel stets im Sand,
Und fröhlich schwenkte meinen Hut ich,
Als endlich wieder Grund ich fand;

Denn dieser Sand ist wie im Leben
Spießbürger- und Philisterthum,
Das duldet auch kein höher Streben
Und neidet uns den kleinsten Ruhm.

Das schöne Gleichmaaß muß ja bleiben,
Wie's Vater schon und Urahn fand;
Beileibe darf kein Blümchen treiben,
Das wäre unerhört im Sand.
Und will sich wirklich eins erheben
Und stören diese hehre Ruh, —
Wenn's irgend geht, so deckt man's eben
Und flach mit Sande wieder zu.

Seebilder.

I.

Wol wandert' ich oft in vergangener Zeit
Am sommerlich grünenden Strande;
Und die schimmernde See und der Himmel so weit,
Sie schufen im Herzen ein heimliches Leid
Der Sehnsucht in ferne, verlockende Lande.

Nun trägst du mich, Dampfer, auf fröhlicher Fahrt
Durch der Ostsee grünfluthende Wogen!
Nun genieß' ich der sonnigen Gegenwart,
Wie der Vogel, der lange des Frühlings geharrt,
Gleich ihm in die leuchtende Ferne entflogen.

Entschwunden der Küste blauduftiges Band!
Versunken die waldigen Hügel!
Auf gekräuselter See ist der Himmel entbrannt
In abendlich glühendem Purpurgewand,
Hoch schweben die Wolken mit goldigem Flügel!

Der Purpur verblich, und der Tag ging zur Ruh',
Sonnabend hat sonnig geschlossen!
Wol klingt auf den Wassern kein Glöcklein dazu,
Doch du schweigest, o Meerfluth, als feiertest du,
Weitaus in unendlichem Frieden ergossen.

II.

Sonntag ist heute!
Goldener Glanz
Spielt um der Wellen
Hüpfenden Tanz;
Seehauch erfüllet mit Leben die Brust,
Alles ist Odem und sonnige Lust.

Und wie im Lenze
Blüthen den Baum,
Kränzet die Wogen
Blinkender Schaum;
Farbige Wimpel am ragenden Mast
Flattern, von spielenden Lüften erfaßt.

*

Hurtigen Ganges
Schneidet der Kiel
Funkelnder Wasser
Drängend Gewühl;
Lustig entwirbelt der Esse der Rauch,
Schwebt auf des Windes ersterbendem Hauch.

Lichte Gedanken
Füllen das Herz,
Frisch von der Lippe
Schwingt sich der Scherz;
Glückliche Ahnung von Wundern der Welt
Schlägt jede Sorge leicht aus dem Feld.

Tummle dich fröhlich,
Dampfendes Schiff,
Sicher vor Nebeln,
Brandung und Riff!
Rasch wie der Renner auf ebenem Land
Trag' uns zum grünen, ersehneten Strand!

Das Hünengrab.

Der Abend wandert übers Land,
Die Sonn' ist bald versunken;
Vom Fensterlein der Hüttenwand
Grüßt es wie ferne Funken.

Am Hügel fluthet überm Moor
Des Kornes goldne Welle;
Ein dunkler Felsblock ragt empor,
Ein Eichbaum, sein Geselle.

Dort schläft im Hünengrab ein Held
Wol viele hundert Jahre;
Es raunt ihm zu das Aehrenfeld
Viel Märchen, wunderbare.

Ob Sonnenschein, ob Mondenlicht
Die Welt da droben labe,
Den todten Krieger weckt es nicht,
Er schlummert tief im Grabe.

Noch einmal wallt's im Weizenfeld,
Die Aehren sinken und steigen;
Dann wird es still in weiter Welt,
In Halmen und in Zweigen. —

Ein Morgen auf dem Rigi.

Ueber ew'ger Alpen Höhen, auf der Alm bethauten Matten
Wandeln noch auf leisen Füßen hie und da die nächt'gen Schatten,
Finstrer Berge Häupter ragen nebelhaft im Morgengraun,
Und der Dämmrung weiter Fittig überdeckt die stillen Aun.

Aber leise weht der Frühwind auf den Höhen, in den Gründen,
Treibt dahin die nächt'gen Schemen, will den jungen Tag verkünden;

Wo der Menschen Hütten stehen, hält ihr Scepter noch die Nacht,
Von den Bergen muß sie weichen, wo der Morgen aufgewacht.

Heller wird die Dämmerstunde, heller! — Wie die Nebel fallen,
Wie sie wogen, wie sie wallen, thürmend sich zusammenballen!
Wie der ew'ge Bau der Berge aus den Schatten aufwärts dringt,
Und ein Schleier nach dem andern von den Riesenschultern sinkt!

Drunten in des Thales Tiefe deckt ein trübes Grau die Matten,
Drückt der dumpfe Nebel nieder, lasten schwer die nächt'gen Schatten;
Drunten weht die Luft beklommen, reges Leben wacht noch nicht,
Und kein warmer Strahl der Sonne trennt die feuchte Wolkenschicht.

Fern am Horizonte leuchtend steigt des Frühroths erster Funken,
Schwingt sich höher, strahlt hernieder, liebeglühend, flammentrunken,
Und in unverhüllter Schönheit steht der Berge weiter Kranz
Kühnerhaben, überfluthet von dem lichten Himmelsglanz.

Blinkend' Schreck- und Wetterhörner hell im Eisesharnisch prangen,
Unterm Kuß der Morgenröthe glühn der Jungfrau bleiche Wangen,
Selbst der Mönch in eis'ger Kutte steht besiegt vom jungen Licht,
Freudenheller Rosenschimmer überfliegt sein Angesicht.

Herrlich strahlend ist der Aether ob den Bergen ausgegossen,
Stolz und königlich erhaben, stehn die Alpen lichtumflossen,

Und auf ihren kühnen Stirnen flammt die Schrift so ewig rein:
Heil des Morgens frischem Wehen, Heil dem goldnen Sonnenschein!

Ode an den Königssee.

O Königssee, so lange das Herz mir schlägt,
Werd' denken ich des seligen Wonnetags,
An dem in sanftem Windeskosen
Leis' mich der Nachen durch deine Fluth trug!

Von Felsen dicht umschlossen, geheimnißvoll
Gehüllt in Schweigen, lagest du vor mir da,
Wie ein Smaragd, der licht und prächtig
Blitzet im goldigen Glanz der Sonne.

Still saß ich auf des schaukelnden Kahnes Bank
Und schaut' auf deiner Wellen Gefunkel hin.
Es war so klar und rein und heiter,
Ach, wie erquickten sich Aug' und Herz dran!

Doch wenn der Blick hinab in die Tiefe drang,
Da ward es dunkel, ward immer schwärzer nur,
Je eifriger mein spähend Auge
In das verschwiegene Grab hinabstieg.

Und bange ward ich, da der Gedanke mir
Das jüngst noch sorglos fröhliche Herz beschlich:
O Königssee, in deinen Fluthen
Seh' ich ein Gleichniß der Menschenseele.

Oft schaut sie hell und sonnig verklärt mich an,
Als lache Gottes Himmel entgegen mir,
Und doch, je weiter ihre Tiefe
Sich mir enthüllt, um so dunkler wird's da.

Da ist es Nacht. Da lauern im finstren Grund
Die Schatten all, die, Hölle, du hast entsandt! —
Mir ward so weh. — O weich', Gedanke;
Düstere Wolke, nicht trüb' den Tag mir!

Altenahr.

Zu Altenahr im Felsenthal
In kühler Rebenlaube,
Da gibt's einen würz'gen Labetrank
Von dunkler Purpurtraube.

Da blinket Abends der Berge Kranz,
Von Sonnengold umflossen,
Und ernst hernieder schaut die Burg,
Von Tannendunkel umschlossen.

Zu Altenahr beim Rebentrank
Und Bächleins Rauschen und Rinnen
Versinkt der Zecher in sel'ge Ruh —
Träume den Geist umspinnen.

Er hebt das Auge sinnend empor
Durch die Luft, die sonnenklare;
Was heftet den Blick ans Trümmerhaus
Des Grafen von der Are?

Da droben weilt im Abendroth
An des Söllers Felsenrande
Des Grafen lieblich Töchterlein
Mit schimmerndem Gewande.

Sie hebt einen Becher von hellem Gold,
Grüßt nieder mit holdem Winken;
Der Zecher im Thal schwingt froh sein Glas,
Entgegen ihr zu trinken.

Und als er's geleert bis auf den Grund
Auf Fräuleins Wohlergehen, —
Verblichen ist all das Sonnenlicht
Auf fernen Zinnen und Höhen;

Verschwunden des Grafen Töchterlein!
Und der Becher, ein goldner Funken,
Schwebt nieder ins dunkle Felsenthal
Und ist im Grunde versunken.

Ein Wandertag am Rhein.

1. Godesberg.

Zu Godesberg vom Thurme
Im frühen Sonnenschein,
Da rufst du recht von Herzen:
Guten Morgen, Vater Rhein! —
Nahet der Alte rüstig im Gang,
Wandert die Felsen fröhlich entlang.

Die sieben Berge drüben,
Held Drachenfels zuvor,
Lüpfen die Morgenkappen
Von leichtem Nebelflor,
Schmücken die Häupter, stattlich und kühn,
Frisch mit der Buchen leuchtendem Grün.

Und wenn Frau Sonne droben,
Von Sommerluft umblaut,
Den alten Freund so fröhlich
Und wanderlustig schaut,
Sendet sie lachend nieder zum Gruß
Vollerer Strahlen herzlichen Kuß.

So rauscht er hin zu Thale!
Ihn grüßt mit goldner Pracht
Das reiche Korngefilde,
Der Wald in grüner Tracht.
Ueberall winken Kirchlein und Haus!
Glocken erklingen: Schläfer, heraus!

Und Männer, stolz und kräftig,
Ihn grüßen treu und gut,
Und Mädchen blicken träumend
Aus Gärten in die Fluth.
Jedem willkommen, allen zur Lust:
Eia, das schwellt ihm wohlig die Brust!

Zu Godesberg vom Thurme,
Als früh die Welt erwacht,
Hab' wohlgemuth dem Rheine
Auch ich den Gruß gebracht:
Quellen der Tiefe, sonniger Schein,
Himmel und Erde — segnet den Rhein!

2. Mehlem — Königswinter.

Auf fliegender Fähre am fluthenden Rhein,
Da harret manch junger Geselle.
Wie leuchten die Wasser in grünendem Schein,
Wie locket die blinkende Welle!
— Worauf warten wir noch? —
Ei, gedulde dich doch!
Dort naht noch ein Mädchen, wie schlank und wie fein!
Hat Augen wie Sternlein so helle!

Die Fähre betritt sie mit zierlichem Fuß.
Wie grüßet vom rosigen Munde
So frisch und so sonnig der herzige Gruß
Die Wandrer in fröhlicher Stunde!
Ja, da hebt sich das Herz,
Und es flattert der Scherz
Wie ein Vöglein wohlauf in des Lebens Genuß,
In der schönen, der flüchtigen Stunde.

O fliegende Fähre, wie kurz ist die Fahrt!
Schon sind wir am Ufergelände.
Vorüber die glückliche Gegenwart!
Wir reichen uns scheidend die Hände.
O du rheinisches Kind! —
Wenn sie alle so sind,
Und mein Herz — und mein Herz ist nicht besser bewahrt:
Wie bring' ich die Wandrung zu Ende?

3. Drachenfels.

Held Siegfried hat mit starkem Speer
Den Lindwurm einst erlegt,
Der in der Höhl' am Drachenfels
Des Unheils viel erregt.
Noch glüht des Drachen heißes Blut
Im rothen Feuerwein,
Den man auf lichter Höhe schenkt
Dort, wo die Thurmwand steil sich senkt
Der Trümmerburg am Rhein.

Hei Purpurtrank im Sonnenglanz,
Du funkelst gleich Rubin!
Heil sei dem Rhein und seinem Wein,
So weit die Wolken ziehn!
So ruft das Herz, es hat der Mund
Zum Reden Muße kaum.
Heut' hat sich traun! ein Sonnenbrand
Gelagert über Strom und Land,
Schwer schmachten Mensch und Baum.

Da schwebt heran ein blondes Kind,
Schneeweiß ist ihr Gewand,
Schaut fröhlich in die weite Welt
Von hoher Brüstung Rand. —
Ja, wenn du wärst ein Täublein jung,
Flögst über Strom und Feld:
Die Schwingen wüchsen mir zur Stund,
Nicht schreckte mich des Thales Grund,
Zum Fluge dir gesellt.

Doch nein! Du schaust mich fragend an
Mit ernstem Angesicht,
Als hörtest du den kecken Wunsch,
Der mir im Herzen spricht.
Weh mir! Das rothe Drachenblut
Gab mir den Frevel ein!
Will pilgern gleich nach Heisterbach;
Dort sinn' ich still der Sünde nach
Und büß' bei weißem Wein.

4. Heisterbach.

Ich weiß ein lieblich Klostergut,
Das macht den Wandrer wolgemuth,
Ist Heisterbach am Rheine —
Hat Sonnenschein und Waldesruh,
Auf Bergen gut Gewächs dazu;
Ich wollt': sie wären meine!

Im Lindengarten huschen traut
Die Vöglein bunt in Laub und Kraut,
Wo lichte Blumen winken;
Und wenn's da draußen sommerschwül,
Hier weht die Luft vom Brunnen kühl,
Hier magst du Labung trinken.

Ei nun, das Wasser macht es nicht!
Schon naht mit muntrem Angesicht
Elisabeth, die kleine,
Tischt wirthlich blaue Karpfen auf;
Wie schmeckt der goldne Wein darauf,
Der Trank vom lieben Rheine!

Da wird mir bald so wunderlich,
Als wär' ein alter Bruder ich
Von Sanct Bernardi Orden;
Vom Schlaf, der viele hundert Jahr
Mich schwer gefesselt, wunderbar
Nun auferwecket worden.

Ich schau' mich nach den Brüdern um:
Die schlummern dort und schlafen stumm!
Versunken sind die Steine,
Darauf manch stolzer Abt genannt,
Dem einst gezinst das Klosterland
Mit Korn und Frucht und Weine.

Nun fahr dahin, du heilger Stand!
Will singen drauß' im Rebenland
Nur lust'ge Laienweise.
Lebt wohl, ihr stillen Brüder dort,
Und schlaft in Frieden weiter fort!
Muß heut' noch auf die Reise.

Habt guten Dank für Speis und Trank!
Der Abend ruft zum Wandergang
Nach Rolandseck am Rheine.
Leb' wohl, du lieblich Klostergut!
Mit deinem milden Traubenblut
Elisabeth, du kleine!

5. Rolandseck.

Holder Tag, du willst dich neigen!
Müde sank der Sonne Strahl;
Leichte Nebelschemen steigen
Aus des Rheines tiefem Thal,
Klimmen auf zu Busch und Reben,
Sie mit Schatten zu umweben.

Und es kommt die Zauberstunde,
Wo des Stromes Wunderbild
Aus dem duftig blauen Grunde
Auf zum trunknen Auge quillt,
Wo die Brust in vollen Zügen
Athmet wonniges Genügen.

Ueber mir der Trümmerbogen
In uraltem, grauem Kleid,
Dicht von Epheugrün umzogen,
Zeuge fernster Fabelzeit,
Flüstert mir die Trauersage:
Ritter Rolands Liebesklage.

Wie er sich im Leid verzehrte,
In betrogner Liebe Pein
Um die Süße, Heißbegehrte
Auf dem Werder dort im Rhein!
Traurig sank sein Blick hernieder,
Hört' er frommer Nonnen Lieder.

Und beim Sinnen und beim Schauen
In des Rheines dunkle Fluth,
Wo im Duft, im wunderblauen,
Rolandswerth entschlummert ruht,
Will mir alles leis entschweben,
Und zum Traume wird das Leben.

Zaubergleich die Blicke leitet
Mit sich fort der schlanke Kahn,
Der vom Strom getragen gleitet
Auf der stillen, dunklen Bahn,
Bis er ruht in Dämmerferne
Unter goldnem Himmelssterne.

Abend am Rhein.

Noch wandeln fröhlich am Gestade
Und athmen selig Bergesduft
Die Städter auf vertrautem Pfade
Im milden Hauch der Sommerluft;
Viel Kähne gleiten hin und wider
Mit Sängerlust und Liederschall;
Von Rebenhügeln ruft's hernieder
Wie trautes Grüßen überall.

Und wanderst du auch fremd, alleine,
Du freust dich mit den Frohen gern;
Du athmest Zauberluft am Rheine,
Des Nordens Ernst entschwindet fern.
Wie kommt's: du hältst mit jenem Nachen
Voll muntrer Jugend eifrig Schritt?
Du lachst, wenn heitre Mädchen lachen,
Summst alte Weisen treulich mit?

Da ballt sich dort die bunte Menge;
Der Dampfer naht dem breiten Steg.
Ein Wort des Abschieds im Gedränge,
Ein Kuß, ein Handschlag auf den Weg!
Rasch trennt sich, was beglückt verweilet
Am schönen Strom, am holden Tag;
Die Esse dampft — und fern enteilet
Das Schiff mit dumpfem Räderschlag. —

So hat die Sonntagslust gewaltet,
Vergessen schwiegen Sorg' und Noth!
Des Tages goldne Blüthe faltet
Den duft'gen Kelch im Abendroth;
Und wie die Wolken hoch entschweben
Der Sonne nach, so zieht am Rhein
Nun leisern Klanges hin das Leben,
Bald wird es still und dunkel sein!

O traute Zeit der Abendstunde,
Wo Freund zum Freunde sich gesellt,
Wo Liebeswort von holdem Munde
Das Herz mit süßer Sehnsucht schwellt!

Bald schweift der Blick zu blauen Fernen,
Zu goldnen Bergeskuppen hin,
Bald ruhet er an blauen Sternen
In Liebchens Aug' mit trunknem Sinn.

So fliehen sel'ge Sommerstunden
Dem Wolkenbild im Strome gleich;
Und ist der schöne Tag entschwunden,
Naht stumm die Nacht und bettet weich
Zu kurzem Schlaf des Thales Leben.
Des Rheines Odem regt sich kaum —
Und Rebenduft und Nebel weben
Ihm leis den leichten Sommertraum.

Capellen.

Zu Capellen am Rheine — da stand ich zur Nacht,
Begehrend erquickender Kühle;
Gewittergewölke mit dräuender Macht
Hielt drüben an Bergen gelagert die Wacht
In des Dunkels unheimlicher Schwüle.

Kein Rauschen in Zweigen, kein Flüstern im Strauch;
Nur dumpfes Gemurmel der Ferne!
Vom Lahnthal herüber kein grüßender Hauch —
Der Himmel umflort wie von schwärzlichem Rauch,
Als wären gestorben die Sterne!

Da leuchtet es auf mit unendlichem Licht
Von den Höhen in bläulichem Scheine;
Und zackig der Strahl überm Strome sich bricht,
Und des Donners Weckruf erdröhnend spricht
Zu den Bergen und Burgen am Rheine.

Nur einmal der Ruf! Doch gewaltig umher
Tönt Antwort von Kuppen und Klüften,
Als erstände der Berge kampfmuthiges Heer
Zur Schlacht mit den Wolken, die wetterschwer
Auftaumeln in dunstigen Lüften.

Verhallt ist der Donner, wie fernes Gebraus
Der Brandung von rauschenden Wogen;
Und das Wetter, schon ist es im himmlischen Haus
Mit leuchtenden Schwingen nach Westen hinaus
Durchs nächtliche Dunkel gezogen.

Homer.

I.

Wieder les' ich dich und wieder,
Glühend taucht die Seele nieder
In den Born des Ewigschönen,
Den mir dein Gesang erschließt,
In der ewgen Jugend Quelle,
Unversiegbar, frisch und helle,
Ob sie gleich den Erdensöhnen
Seit Jahrtausenden schon fließt.

Wer will deine Wiege kennen?
Wer will uns die Stätte nennen,
Wo die Nacht der Erde trauernd
Dich entzogen deinem Ruhm?
Bist du doch der Geist der Dichtung,
Trotzend jeglicher Vernichtung,
Ewig jung herüberschauernd
Aus dem grauen Alterthum.

Nicht entstammt der Erde Grauen,
Kamst du wohl aus lichtern Auen,
Denn wie still verborgner Segen
Strömt dein Geist uns heut noch zu;
An die Scholle nicht gebunden,
Hast dein Reich du doch gefunden;
Wo sich Herzen menschlich regen,
Ueberall daheim bist du!

II.

Wunderlied aus alten Tagen!
Blühend aus dem Todtenreiche
Steigt Achill, der göttergleiche,
Hektor auch, der reis'ge Held.
Seh' den Völkerfürsten ragen,
Seh' Ulyß, den Vielgewandten,
Alle die in Nacht Gebannten
Tauchen aus der Schattenwelt.

Von Olympos sel'ger Höh
Götter zu den Menschen steigen,
Mischen sich in ihren Reigen,
Theilen mild ihr Glück und Weh.
Schenkten sie euch, Leben hauchend,
Reiz und Farben nimmer blaß,
Euch in ew'gen Zauber tauchend,
Odyssee und Ilias?

Hellas Götter sind gefallen,
Hellas Größe ist vergangen,
Doch in eurem Spiegel prangen
Seine Helden unbedroht,
Stehn geschmückt die Tempelhallen,
Glänzen festlich die Altäre,
Folgen kampfesmuth'ge Heere
Kühnen Führern in den Tod.

Von der Parzen Hand verschont
Blieb der Faden eures Lebens,
Und der Hades gähnt vergebens
Euch entgegen sieggewohnt.

Ob in seiner Nacht verderblich
Blüth' und Leben untergeh' —
Eure Blüthe bleibt unsterblich,
Ilias und Odyssee.

Mein Vaterhaus.

Zur trauten Heimat kehr' ich wieder,
Von der schon früh ich scheiden mußt';
Wie stürmisch wallet auf und nieder
Das Blut in der bewegten Brust!

Da steht die Kirche auf dem Hügel,
Von alten Linden dicht umkränzt;
Dort liegt der See, auf dessen Spiegel
Die Abendsonne golden glänzt.

Und da, wie klopft in lauten Schlägen
Mein Herz! wer mißt die Freude aus,
Die Wonne, die mir tritt entgegen! —
Da liegt das theure Vaterhaus!

Du Haus mit deinen kleinen Räumen,
Mit deinem strohgedeckten Dach,
Wie rufst du mir mit goldnen Träumen
Die Kinderjahre wieder wach!

Wie giebst du mir in hehrer Weihe
Des Lebens reinstes Erdenglück,
Der Eltern Liebe, Sorg' und Treue,
Die nimmer stirbt, so ganz zurück!

Du Tempel der Erinnerungen,
Du theures, liebes Vaterhaus,
Es schmückt, ob auch von Weh durchdrungen,
Mein Herz wie eine Braut dich aus.

Zu dir soll jetzt zurück ich kehren,
Du mein verlornes Paradies,
Das ich einst unter heißen Zähren
Und heißem Seelenschmerz verließ.

O nimm mich auf in deine Stille,
Du altes, liebes Vaterhaus,
Und gieß in gnadenreicher Fülle
Der Eltern Segen auf mich aus!

O nimm mich auf, wie Mutterarme
So lieb, so innig und so treu,
Daß mir mein krankes Herz erwarme
Und wieder einmal glücklich sei!

Verschiedenes Loos.

Zwei Röslein grüßen Morgens
Vom thaubeperlten Strauch,
Noch zarte Knospen gestern —
Und nun zwei holde Schwestern
Mit wundermildem Hauch.

O Gärtner, laß die Rosen
Verblühn am Sonnenlicht! —
Ach, unter scharfer Schneide
Hinsinken früh schon beide!
Den Gärtner kümmert's nicht.

Und fragst du, wo die Röslein
Am Abend hingethan?
Es schließt ja treu die Rose
Sich schwankem Menschenloose
In und Lust Leiden an!

Das eine wiegt sich wohlig
An junger Mädchenbrust;
Und Liebchen herzt und küßt es,
Und Röslein glüht, als wüßt' es
Von sel'ger Liebesluft.

Das andre ruht verschüttet
In dunkler, tiefer Gruft;
Und wen sie drin begraben,
Der mag sich nimmer laben
An mildem Rosenduft.

Das letzte Glas.

Wir saßen zwei in nächt'ger Stunde
Bei einer Kerze trübem Schein,
Und zwischen uns, fast bis zum Grunde
Geleert, stand eine Flasche Wein.

Wir saßen still uns gegenüber
Und drückten schweigend uns die Hand,
Die Augen schauten trüb' und trüber
Eins in das andre unverwandt.

Still war's im Zimmer. Red' und Frage
Erstorben wie im stummen Grab;
Da schlug die Uhr mit lautem Schlage
Eins von der niedren Wand herab.

Eins! rief der Freund, eins! sagt' ich leise,
Du weißt, es muß geschieden sein.
Die Stunde mahnt zur weiten Reise,
Sie treibt mich fort, — gedenke mein.

Die Lippe bebt, schilt mich nicht feige,
Siehst du auch meine Wangen blaß,
Mein Glück ging wie der Wein zur Neige,
Sieh her, es ist das letzte Glas.

Das letzte Glas — wer konnte ahnen,
Daß es so bald zum Scheiden kam,
Daß unser Glück auf halben Bahnen
Schon treulos von uns Abschied nahm.

Das letzte Glas, laß mich es schenken
Voll bis zum Rand, du Herzensfreund!
Wie weitab unsre Pfade lenken,
Wir bleiben dennoch fest vereint.

Das letzte Glas, wer mag es leeren,
Wer spricht zuerst das Wort: leb' wohl!
Ein Wort, erzeugt aus Schmerz und Zähren,
Ein Wort, deß' Klang so trüb, so hohl.

„Das letzte Glas," wir wollen's trinken,
Stoß an und grüble fürder nicht,
Den Zweifel laß in Nichts versinken,
Wie meine Hand dies Glas zerbricht!

Lust und Leid.

Die Sommernacht ruht' über dem Strand,
Es rauschten so leise die Wellen,
Da saßen beisammen Hand in Hand
Auf der Düne zwei junge Gesellen.

Im Becher lockte der würzige Wein,
Sie führten ihn lustig zum Munde
Nach langer Trennung im trauten Verein,
In der stillen nächtlichen Stunde.

Blondlockig der jüngre — sein Herz war so voll —
Er schaut' in die dämmernde Ferne,
Wo trostreich milde das Licht entquoll
Des Leuchtthurms goldenem Sterne.

„So leuchtet mir mild und schön und hold
Die Liebe ins Jugendleben!
Laß schlürfen uns frisch aus des Bechers Gold,
Der Liebe zum Preis ihn erheben!"

Schwarzlockig der ältre — sein Herz war so leer —
Sah sinnend zur andern Seite;
Dort sank ein silbernes Sternlein ins Meer,
In der Wasser unendlicher Weite.

Er faßte den Becher — der Arm sank zurück —
Er flüstert' mit leiserem Klagen:
„So schwand mir der Liebe lockendes Glück
In der Jugend hoffenden Tagen!"

Es rührte die beiden ein tiefes Weh,
Sie vergaßen der Becher im Sande.
Dumpf rauschte der Nachtwind über die See,
Verhauchend am waldigen Strande.

König Winter.

Einst war der Erde Herr ein König,
Der jetzt im hohen Nordland lebt,
Bei dessen Kriegsruf donnertönig
Noch heute bang die Welt erbebt.
Ein Held, nicht wie der Menschen Recken,
Die vor dem Volk gewaltig sind,
Nein, wie der Vorzeit grimme Schrecken,
Ein riesiges Walkürenkind!

Auf Nordlands Bergen eisumschlossen,
Geschirmt von himmelhohem Wall,
Vom weiten Nordpolmeer umflossen,
Steht seine Zwingburg von Krystall.
Dort unbezwinglich, unerreichbar
Herrscht er mit eisenfester Hand,
Dem großen Hunnenherrn vergleichbar,
Den Gottes Geißel man genannt.

Lang wird des Sängers Lied berichten,
Wie Etzels Heergeleit zu Roß,
Um zu zerstören und vernichten,
Sich in das Abendland ergoß,
Wie Fürsten sich und Völker wanden
Vor seiner Geißel, schwer und scharf,
Bis ihn und seine Räuberbanden
Das deutsche Schwert zu Boden warf.

Drei Tage über Blut und Leichen
Stieg himmelauf des Lagers Brand,
Der Welt ein leuchtend Flammenzeichen,
Daß sie die Freiheit wiederfand;
Und heute noch, so melden Sagen,
Erheben sich um Mitternacht
Alljährlich, die dort sind erschlagen,
Zu kämpfen neu die wilde Schlacht. —

So spricht der König einst im Norden
Und schiebt zur Seite den Pokal,
Da mit den Fürsten seiner Horden
Er tafelt im krystallnen Saal:

„Die lange Rast macht mich ermüden,
Kampf soll die Losung wieder sein.
Halloh! Zur Heerfahrt gegen Süden!
Ich nehme wieder, was einst mein."

„Heil König Winter!" ruft es brausend,
„Halloh nach Süd'! zur Heeresfahrt!"
Und bald sind zahllos viele Tausend
Um den gewalt'gen Herrn geschaart.
Stahlhämmer schwingend ziehn drei Riesen
Dem Heere vor, den Feind zu fäll'n,
Reif, Frost und Nebel sind geheißen
Die fürchterlichen Kampfgesell'n.

Hochragend aus des Volkes Trosse
In spiegelblankem Rüstgewand
Der König selbst auf schwarzem Rosse,
Die ries'ge Streitaxt in der Hand;
Weißgrau der Helmbusch und die Binde,
Und funkelnd hell der Silberschild;
Sein grauer Bart rauscht wirr im Winde,
Und seine Augen blitzen wild.

Mit gutem Schwert, das haarscharf schneidet,
Sprengt Nordwind vor dem König her,
Weiß-grau beritten, grau bekleidet,
Führt er ein stattlich Reiterheer;
Dann Hagel mit den Bogenschützen,
Schnee mit des Fußvolks Aufgebot,
Zwei Riesen sind der Nachhut Stützen,
Das Lied nennt Hunger sie und Tod.

Kampf- und vernichtungslustig fahren
Die Helden aus von Winters Reich,
Und südwärts wälzen sich die Schaaren
Zermalmend, der Lawine gleich.
Vor ihrem Schritt erbleicht das Leben,
Wird wüst die Flur und still der Wald,
Kein Kämpfen hilft, kein Widerstreben,
Die halbe Welt ist ihrer bald.

Doch eh' dem König Sieg wird, regen
Sich Helden stark zur Gegenwehr,
Von Südlands Gauen ihm entgegen
Zieht ein gewalt'ges Kriegerheer.

Um ihren Landen zu ersparen
Die Schrecken dieses Weltgerichts,
Führt eine Fürstin ihre Schaaren,
Frau Ostara vom Reich des Lichts.

Sie selber fährt in goldner Rüstung
Dem Heere vor in muth'ger Eil',
Ihr Bogen von des Wagens Brüstung
Schießt sicher treffend Pfeil auf Pfeil.
Zum ersten mal für Heim und Habe
An ihrer Seit' schwingt sein Geschoß
Ihr blühend schöner, blonder Knabe,
Der König Lenz auf weißem Roß.

Grün prangen Helmbusch ihm und Binde,
Und grünes Fähnlein fliegt am Speer,
Und Banner grün entrollt im Winde
Jed' Häuflein von der Fürstin Heer.
Voran viel werthe, tapfre Degen,
Sie all zu nennen währte lang,
Ich nenne Thauwind nur und Regen,
Zwei Namen von berühmtem Klang.

Laut brausend prallt wie Meereswogen
Der Heere Vorhut aufeinand',
Drei Pfeile schickt der Fürstin Bogen
Und streckt die Riesen in den Sand.
Da schmettern mit gewalt'gen Streichen
Nordwind und Winter durch die Schlacht,
Des Lichtreichs Krieger müssen weichen,
Nur König Lenz hält zornentfacht.

Vor Winters mörderischen Schlägen
Behender Sprung entweichend schützt,
Und kraftgeschwungen ihm entgegen
Des Speeres scharfe Schneide blitzt;
Doch jeder Stoß geht kraftlos nieder
An Winters rief'gem Silberschild,
Und zornig drängen her und wider
Die Helden sich im Kampfgefild.

Da saust ein Pfeil vom sichren Bogen
Der Fürstin in den Schild voll Kraft,
Ein zweiter, dritter kommt geflogen,
Der Schild mit Dröhnen birst und klafft.

Der mächtige fällt krachend nieder,
Und König Lenz mit voller Wucht
Stößt nach der Brust des Gegners wieder;
Der wankt und wendet sich zur Flucht.

Da in Geschwadern fest geschlossen
Braust Herzog Thauwinds Reiterheer,
Ein Schwarm auf falben Berberrossen,
Vom Lande Geiserichs einher;
Held Nordwind wird zurückgetrieben,
Sein Heerbann löst sich flüchtend auf,
Fußvolk und Roß und Reiter stieben
Der Heimat zu, — ein wirrer Hauf.

Frau Ostara mit ihren Helden
Pflanzt ihr Panier aufs blut'ge Feld,
Und schmetternde Fanfaren melden
Den Sieg ins Land vom Königszelt.
Doch jährlich, gleichwie Etzels Krieger,
Erhebt sich die geschlagne Macht
Und fordert wieder ihre Sieger
Zum Kampfe in erneuter Schlacht.

Doch Ostara und ihr Geleite
Hat neu für sich das Schlachtenglück
Und jagt nach mörderischem Streite
Zum fernen Nord den Feind zurück.
So weit die deutschen Berge reichen
Flammt hoch der Osterfeuer Brand,
Der Welt ein leuchtend Flammenzeichen,
Daß sie die Freiheit wiederfand.

Maurice Adair.

Es glänzt das Meer im Mondenschein,
Es rauscht der Wellen Gang;
Bleich schimmern weit der Dünen Reihn
Den öden Strand entlang. —
„Johannisnacht und Vollmondzeit!
Geh nicht zum Strand, mein Sohn,
Sonst lockt hinab zur Tiefe heut
Dich süßer Zauberton!

Wohl sind es mehr denn hundert Jahr,
Daß hier in Schottlands Gaun
Ein Spielmann jung, ein Sänger war,
Kein schönerer zu schaun;
Wie seiner Weise Wunderklang
Wird nichts vernommen mehr,
Es folgten, wenn er spielt' und sang,
All' ihm, Maurice Adair. —

Heut steigt herauf vom tiefen Grund
König Maurice Adair,
Er singt zur mitternächt'gen Stund',
Gewiegt vom kühlen Meer.
Ihn hält umschlungen liebewarm
Des Meeres Königin,
Der gab er, Gott sich sein erbarm'!
Sein' Seel' und Leib dahin.

Einst weilt' in der Johannisnacht
Viel junges Volk am Strand,
Und Bursch und Dirne kost und lacht,
Tanzt Reigen Hand in Hand;
Da steigt hinab die Düne sacht
Ein Spielmann jung und schön, —
Und horch und horch! es klingt voll Macht
Ein zauberisch Getön.

Maurice Adair der Spielmann war,
Es faßt sie jähe Lust;
Wie wirbeln bei dem Mondlicht klar
Die Pärlein Brust an Brust!

Und immer heller klingt sein Lied,
Unruhig geht das Meer,
Die Wellen wie vom Klang durchglüht
Tanzen zum Strande her.

Johannisnacht ist Geistern frei!
Maurice Adair, hab Acht!
Wen rufst du aus der See herbei
Durch deiner Töne Macht? —
Sie kommt, des Meeres Königin,
Auf bäumt ihr Wogenroß,
Zum Strande rast es schäumend hin,
Umrauscht vom Nixentroß.

Ein wunderlieblich Frauenbild,
Die Kron' auf goldnem Haar;
Ihr wogt die Brust von Lust erfüllt,
Ihr glänzt das Aug' so klar.
Die weißen Arme breitet sie,
Ihr Mantel sinkt zurück.
Wohl sah so holde Schönheit nie
Des Spielmanns trunkner Blick.

„„O komm, o komm, Maurice Adair,
Komm zu mir in mein Reich!
Sollst König sein vom weiten Meer,
Mein Liebling auch zugleich.
An meinem Busen halt' ich dich,
Mein Arm umflicht dich warm,
Vergiß bei mir allewiglich
Der Erde Last und Harm!""

Und wie sie lockt und wie sie fleht,
Kann er nicht widerstehn;
Die Woge rauscht und fällt — vergeht;
Er ward nicht mehr gesehn. —
Geh nicht, heut ist Johannisnacht,
Geh nicht zum Strand, mein Sohn!
Maurice Adair in Königspracht
Singt dort mit süßem Ton."

Jauffred Roudèle.

I.

Im Schlosse zu Blay tönet Wechselgesang
Und fröhliche Reden und Becherklang;
Sie leeren die Gläser, sie schenken sich ein,
Sie trinken sich Stärkung im funkelnden Wein.

Hier rasten die Pilger, die wandermüd'
Heut wiedergekehrt aus dem sonnigen Süd,
Und der sie bewirthet auf heimischer Flur,
Prinz Jauffred Roudèle ist's, der Troubadour.

Vom heißen Sirocco im Wüstensand,
Vom heiligen Grabe im Morgenland,
Von Schifffahrt und Wandrung, von Noth und Gefahr
Berichtet dem Sänger die Pilgerschaar.

Und wie sie geleeret ihr Glas auf den Grund,
Betheuert ihm rühmend ein jeglicher Mund:
„Holdsel'geres schaute der Ritter noch nie
Als die junge Markgräfin von Tripoli!

Melisande, gepriesen von Sänger und Held,
Die Blume und Krone der Frauenwelt,
Melisande, an Ehre und Tugend so reich,
Der keine an Sitte und Schönheit gleich."

Und staunend ergriffen lauscht Jauffred Roudèle,
Geheimnißvoll dämmert's ihm tief in der Seel':
Sie ist's, Melisande, die rosige Braut,
Die sehnsuchtdurchglüht er im Traume geschaut.

Sie ist die liebreizende, holde Gestalt,
Vom Schleier der Reinheit bezaubernd umwallt,
Die sittsam erröthend zu Boden geblickt,
Im Traum ihm die ahnende Seele umstrickt!

Ihn fesselt nicht länger der Pilger Bericht,
Gesänge und Reden erheitern ihn nicht,
Sein klagendes Lied, es besinget nur sie,
Die schöne Markgräfin von Tripoli.

II.

In dem Schloß zu Blay nicht länger
Mag Jauffred Roudèle verweilen,
Heimlich krankt der Minnesänger,
Und kein Arzt weiß ihn zu heilen.

Endlich schifft von Cette's Strande
Sehnend fort der Troubadour:
„Auf zu ihr, zu Melisande,
Dort erblüht mein Leben nur!"

Und ein Sturm beginnt zu toben,
Brausend sich die Wogen bäumen; —
Lächelnd schaut Roudèle nach oben,
Schwelgt in sel'gen Liebesträumen.

Wolken ziehen schwarz zusammen,
Blitze sprühen gluthentfacht; —
In dem Busen Hoffnungsflammen,
Lächelt er durch Tod und Nacht.

Betend sinkt die Mannschaft nieder,
Rüstet sich zur letzten Reise,
Und Roudèle singt Minnelieder
Der geliebten Braut zum Preise.

Und die Stürme, sie verhallen,
Bald schon ist der Hafen da,
Doch von Krankheit schwer befallen
Liegt Roudèle dem Tode nah.

In der Morgensonne Strahle
Sterbend bringt man ihn zum Strande,
Sterbend schaut zum ersten male
Wachen Aug's er Melisande.

Singend, wie die Schwäne enden,
Schied Roudèle vom Tageslicht,
Und auf Melisandens Händen
Lag sein sterbend Angesicht!

Der Ritter von Nidberg.

Der Ritter von Nidberg ging jagen im Wald;
Schön Röschen saß an der Bergeshald'! —
„Grüß' Gott, schön Röschen! Du singst mir so traut!
Willst werden des Ritters von Nidberg Braut?"

„„Muß weiden die weißen Schäflein mein,
Drum mag eure Buhle 'ne andre sein!"" —
„Nein, Röschen! mein Schloß wird dein Eigenthum;
Sollst prangen als Herrin im Glanz und Ruhm!"

Die Hirtin zog ein in den Rittersaal;
Fern irrten die Schäflein im Felsenthal.
— Vorüber drei Monde: schön Röschen zog aus,
Zu weinen viel Thränen in Vaters Haus. —

Der Ritter von Nidberg hat bösen Streit;
Rings lauern die Feinde, im Bergwald zerstreut.
„Und füllt ihr die Schluchten mit Felsen nicht an,
Kann sterben in Frieden, ihr kommt nicht heran!“

Nacht war's — und im Mondlicht klomm leise hinauf
Ueber Strauch und Geröll ein gewaffneter Hauf',
Schön Röschen kennt Steige, die niemand gewahrt;
Hoch oben sie kauern nach fährlicher Fahrt.

Und drüben am Abgrund in Schlosses Wand
Ein Fensterlein offen dem Nachthauch stand,
Voll warf der Mond seine Strahlen hinein;
Da schlummert der Ritter im Kämmerlein.

„Nun, Schütz'! schleich näher zum Felsenhang! —
Dir schwindelt?“ — Schön Röschen zaudert nicht lang,
Sie spannt die Senne, ab schwirret der Pfeil!
Dem Ritter von Nidberg war's nimmer zum Heil.

Dumpf röchelt die Bruſt, das Leben fuhr hin!
Still leuchtet der Mond um die Nidburgzinn';
Der Zug klimmt nieder vom Felſenhorn. —
So rächt' ſich das Röslein mit ſcharfem Dorn.

Verhängniss.

I.

Ein Haus des Elends! Saal an Saal gefüllt mit
Betten ohne Zahl,
Drin bleiche Dulder arm und krank, gedrückt, geplagt
von Leid und Qual!
Hier bäumt ein Riesenleib sich auf in Fieberwuth
mit letzter Kraft,
Dort wird ein elend siecher Mensch verathmend
leis dahingerafft.

Sieh jenen Greis! Ein wirr Gelock mit Silberglanz
umfließt sein Haupt,
Die Augen starren groß und weit, sie sind des
Lichtes längst beraubt;

Er ist am Ziele, — langsam ringt sich von der Lippe
Laut um Laut
Zum Ohr des jungen Arztes auf, der lauschend zu
ihm niederschaut.

„Leb' wohl, mein junger Freund, der treu des Armen
pflegte, habe Dank!
Nimm diese Blätter, meinen Schatz, seit alles rings
um mich versank,
Erinnerung an Glanz und Glück, an stolzer Hoff-
nung Lebensmuth,
An Alles, was ich jäh verlor, an rasch versiegte
Lebensfluth!"

Er schweigt, die Lippen regen sich nur leise noch
wie zum Gebet,
Bis des Verklärten Angesicht ein selig Lächeln
überweht. —
Nun ruht vergessen, namenlos er unter seines
Hügels Last!
Wem an der Lebenstafel fehlt der eine unbekannte
Gast?

II.

Welch reiches Dasein schaut mich an aus dem vergilbten Blätterstoß!
Dies schrieb ein Dichter sangbegabt; hier sind Gedanken kühn und groß,
Hier sind Gestalten wunderhold und Lieder frisch wie Bergesquell;
Wie faßt mich diese Sangeslust und klingt und lockt so frühlingshell!

Und liegt zuerst im Morgenglanz des Dichters reiche Wunderwelt,
So blendet plötzlich Sonnenpracht der Lieb', die ihn umfangen hält.
O Weib, du bist gebenedeit, dem eines Dichters Lied geweiht,
Daß er an dir in sel'ger Lust entfalte seine Herrlichkeit!

Doch wie ich wende Blatt um Blatt, wird räthselhafter mir zu Sinn:
Wie neigt solch stolzes Leben sich zu trostlos dunklem Ende hin!

Da sieh! Das ist das letzte Blatt, geschrieben ward's
von fremder Hand,
Wo ich aufschauend, odemlos des Räthsels grause
Lösung fand.

III.

„Dies sei mein letzter Sang, zerschellt sei meine
Harfe und verflucht!
Hinweg, ihr Schemen meines Glücks, die ihr zum
Frevel mich versucht,
Da ich im Traum der Götterkraft die Welt mir
wähnte unterthan
Und meinem Willen nichts zu hoch und alles Glück
auf meiner Bahn!

Da sich ein Weib gesellte mir, der auserwählten
Schönheit voll,
Und ihre Brust an meiner Brust in hoher Liebes-
wonne schwoll,

Da unsres Denkens tiefster Quell empor sich rang
nach Glanz und Macht,
Da Sonne wir, nur Sonne sah'n und stolz und
sicher keine Nacht.

Am Meeresufer stand mein Haus, lag mein Besitz;
er war nicht groß,
Doch mein geliebtes junges Weib, das gab mir
Schätze grenzenlos.
Vom ebnen Strande hob sich dort ein Felsen
trotzig aus der Fluth;
Beisammen auf der luftgen Höh', dort haben oft
wir froh geruht.

Der Himmel weit und wundervoll! Zu unsern
Füßen liegt das Meer
Und rollt in langen Wogenreihn unendlich wech-
selnd zu uns her;
Und mit den Wassern kost der Wind und spielt das
Licht so ewig schön,
Und weiße Segel, meilenfern aufleuchtend, leis
vorüberwehn.

Doch Gottes Geist erregt den Schwall und ebnet
diesen Fluthenplan,
Vor seinem Winke beugt sich stumm der wilde
Riese Ocean;
Uns aber schwellt das große Bild das Herz mit
unermeßner Lust,
Und trunken schauen wir hinaus, der Menschen-
größe stolz bewußt. —

Am Abend war's; wir saßen dort. Es zog der Wind
zum Strand heran;
In Millionen Wellchen hob sich goldbesprüht die
Wasserbahn,
Als blitzend aus dem klaren Blau sank auf sie
nieder Sonnenschein;
Vom Hauch der See rauscht' träumerisch der Düne
dunkler Kiefernhain.

Was brau'n die schweren Wolken dort so dräuend an
des Himmels Rand?
Wir saßen stumm, erwartungsvoll, des Wunders
harrend Hand in Hand.

Noch Stille! — Nun erbraust der Wind, es zucken
Blitze; horch! es grollt!
Am Fuß der Klippe schwillt es schwer, die dunkle
Meerfluth wuchtig rollt!

Auf Sturm! In Kataraften rast die Brandung
schäumend ans Gestein;
Wild losgerissen schießt der Gischt mit sprühndem
Schwall ins Land herein;
Im Wogenbraus verhallt der Schrei der Möven, die
gleich Flocken Schnee
Vom Sturm geschleudert aus der Nacht der Wolke
taumeln über See.

Nun schmettern Donnerschläge nah, und Blitzes-
schlangen zischen Gluth.
„O, du Geliebte! Stolz und Trotz aufbäumen sich
in meinem Blut!
In Götternähe fühl' ich mich und gottverwandt,
ja Göttern gleich!
Stürmt Elemente! auf zum Kampf! Ich bin ein
Gott und trotze euch!

Du bebst, Geliebte? Fürchte nichts! — Gluth —
blendend Licht — ein Schlag! — der Tod!
— Aus tiefem Traum ward ich erweckt — Nacht,
ew'ge ohne Morgenroth,
Dein Sclave nun! — Der Wetterschlag nahm mir
hinweg der Augen Licht!
Er nahm mir das geliebte Weib — mein elend Leben
nahm er nicht! —

Bei meines Hauses Trümmern hielt, bei meines
Weibes Leiche Wacht
Ich blinder Frevler, der gestraft die frech verhöhnte,
ew'ge Macht.
Nun irr' ich wandernd durch die Welt, des Unglücks
auserkorner Sohn!
Der Harfe letzte Saite springt, und schrill vergellt
ihr letzter Ton.

Priesterweihe.

Aus dem Schwedischen von Tegnèr.

Die fromme Schaar, sie dränget
Schon zum Altar heran,
Und weiße Unschuld hänget
Ihr Kleid um Jedermann.
Die Hände faltend flieget
Scheu das Gebet dahin,
Das wie ein Kind sich schmieget
Zu seines Vaters Knie'n.

Hör' Gottes Botschaft reden!
Sie klingt so wohlbekannt,
Wie in entlegnen Oeden
Ein Gruß vom Heimathsland.
Wie Wolkenthränen fallen
Auf Fluren sonnverbrannt,
So strömet zu uns allen
Das Wort, von Gott gesandt.

Geweihte Hände heben
Sich segnend über dich.
Dein Ohr vernimmt's mit Beben:
Du nahst, Geist Gottes, dich.
Fahr wohl, du eitles Treiben
Und jedes ird'sche Band;
Des Himmels Schlüssel bleiben
Dir in der freien Hand.

Schau' auf! In Wolken malet
Sich flammend dort ein Bild,
Und Gottes Klarheit strahlet
Vor dem Entzückten mild;
Und Ruh' und Segen nicken
Die Sel'gen dir im Chor,
Und Engelsköpfe blicken
Aus offnem Himmelsthor.

Der kühle Himmel stillet
Den Brand der ird'schen Lust,
Und Seligkeit erfüllet
Des neuen Lehrers Brust!

Hör' tönen Davids Psalmen
Unsterblichkeit und Gott!
Hör' flüstern Edens Palmen
Des Heilands mild Gebot!

Der Sänger voll Entzücken
Schlägt auf der Leier an,
Was Weisheit nie erblicken,
Nur Glauben ahnen kann.
Der niedern Erde Schmerzen,
Sie ruhen schweigend schon,
Wenn widerhallt im Herzen
Des Himmels Orgelton.

Wie froh ist hier im Staube
Des stillen Wandrers Gang!
Es leiten Unschuld, Glaube
Und Licht ihn und Gesang;
Durchs Leben wird er gleiten
Leicht wie ein Lüftchen spielt,
Die Stirn des Gottgeweihten
Ein Engelsfittig kühlt.

Der sich dem Ew'gen weihte,
Auf, Himmelsbürger du,
Des Staubes Gäste leite
Vergess'ner Heimat zu!
Laß sanft, wie Tauben klagen,
Laut, wie der Donner droht,
Der sünd'gen Welt uns sagen,
Was ihr der Herr gebot.

So weit die Sterne glänzen,
Hallelujah! — so weit
Sich dehnen hin die Grenzen
Des Raumes und der Zeit!
Hallelujah! was suchet
Die Seele Höh'res da?
Die Erde ja besuchet
Gott selbst! Hallelujah!

Euthanasia.

Es sitzt ein altes Mütterlein
Im Stübchen, hell vom Sonnenschein.

Wohl drückt die Einsamkeit sie schwer,
Denn was sie liebte, lebt nicht mehr.

Doch heute blickt sie so verklärt,
Als wenn ihr Frühling wiederkehrt.

Was wohl die gute Alte hat?
Was liest sie vom vergilbten Blatt?

Sie spricht mit sich und nickt dazu,
Ihr zitternd Haupt kommt nicht zur Ruh'.

Sie schaut empor mit feuchtem Blick,
Kehrt wieder zu dem Blatt zurück.

Sie küßt es wie ein süßes Kind,
Derweil die Thräne leise rinnt.

Es ist des Liebsten erster Brief,
Der lang in ihrer Truhe schlief.

Heut sind es grade sechzig Jahr,
Da stand sie vor dem Traualtar.

Sie sieht sich wieder jung und schön
An des Geliebten Seite stehn.

Ihr Auge hängt an ihm entzückt,
Der sie als Gatte hoch beglückt.

Und bei dem goldnen Jugendtraum
Dehnt sich des Stübchens enger Raum;

Fernhin schaut sie voll Seligkeit,
Als öffne sich der Himmel weit.

Vergessen ist des Lebens Weh,
Vergessen ihres Hauptes Schnee.

Ein Lächeln, das von Wonne spricht,
Strahlt von dem lieben Angesicht.

Sie träumt nicht mehr im Kämmerlein:
In ihren Himmel ging sie ein!

Die Kosakenwacht.

Des Elbrus eisig Haupt erglänzt wie Silber in
des Mondes Strahl,
Laut brauset durch die stille Nacht der Terek tief
im dunklen Thal;
Und auf dem Felsenufer steht der fernen Steppe
wilder Sohn,
Starrt sinnend auf zum Nachtgewölk, denkt an die
Hütte fern am Don.

Er kämpfte manchen heißen Kampf, der erste war
er in der Schlacht;
Durchbohrt von seiner Lanze Stahl umfing den
Feind des Todes Nacht;
Er nahm ihm kühn sein edles Roß, der Waffen
goldgeschmückte Zier: —
Horch! Raschelt's nicht? — der Nachtwind nur
sauft durch der Felsen wild Gewirr. —

Bald kommt die Zeit, wo er zum Don auf seinem
flinken Rosse fliegt:
„Heil dir Kosak, an Beute reich! Heil dir, mein
Kämpfer unbesiegt!"
So ruft sein schlankes Kriegerweib, schön in der
schönen Schwestern Schaar,
Er springt vom Roß, er küßt sie heiß und schmückt
mit Gold ihr Rabenhaar.

Tod bringt dein Träumen dir, Kosak! dein Weib,
du siehst es nimmermehr!
Der Berge Sohn, er schlich heran, er hebt zum
Stoß die scharfe Wehr:
— Horch! Raschelt's nicht? — Die Eule nur strich
nah vorbei in stiller Nacht;
Von Klipp' zu Klippe dröhnt ein Fall — ver-
schwunden die Kosakenwacht!

Die Gattin des Abdulasis.

„Der Sieg ist unser! Ruhm sei Allahs Kriegern!
Todt ist Abdulasis, und uns, den kühnen Siegern
Ward reiche Beute, blut'gen Kampfes Preis!" —
Gerecht das Gut zu theilen und zu sichten,
Ist in dem Seidenzelte des Besiegten
Versammelt schon der Feldherrn stolzer Kreis.

Da wird nicht karg gewogen noch gezählet,
Sie rechten nicht, sie haben bald gewählet,
Des Sieges Freude duldet nicht die Gier.
Dem theilen sie die Beutel zu, die straffen,
Dem stolze Rosse, jenem blanke Waffen,
Und jenem der Gewänder reiche Zier.

Was andre wünschen, jeder möcht' es meiden;
In Eintracht kamen sie, in Eintracht scheiden,
In Eintracht mächtig sein, so wollen sie's.
— Da rauscht des Zeltes Seide, halb geleitet
Und halb geschleppt, das Schönste, was erbeutet,
Tritt ein: die Gattin des Abdulasis.

Der Schleier fällt. Wie diese Augen lodern,
Als ob sie schmerzenswild den Tod sich fodern,
Wie diese zarte Lippe krampfhaft bebt!
Geblendet stehn die Feldherrn in der Runde,
Und leise flüstert es von Mund zu Munde:
„So hohe Schönheit hat noch nie gelebt!"

Im Schweigen stand die herrlichste der Frauen;
Wer sie geseh'n, mag nimmer von ihr schauen,
Sie, aller Schönheit Zier und Heil.
Und wie die Blicke glühend an ihr hangen,
Entbrannt' in jeder Brust ein wild Verlangen:
Wem wird der Beute schönstes Stück zu Theil?

Die heiter blieben in des Kampfes Grauen,
Was runzeln sie so düster jetzt die Brauen,
Sind sie der eignen Herrschaft nicht gewiß?
Abdallah hebt sich, der das Heer geführet:
„Ich führte euch zum Siege, mir gebühret
Die Perl' im Schatze des Abdulasis."

Vom Polster fährt Osman: „Nimm seine Krone,
Nimm all sein Gold zu deines Sieges Lohne,
Nicht mehr als Gold gebühret dir!
Ich schlug Abdulasis! Noch trieft die Wunde,
Da er mich traf, und heischt mit blut'gem Munde
Den Kampfpreis: jenes Weib gehöret mir!"

Und finster tritt Almansur zu den Beiden:
„Der blinde Zufall, soll er hier entscheiden?
Der Zufall gab den Mann in deine Hand.
Nehmt dort die Beutel, die mir zugefallen,
Theilt euch darein, laßt allen Hader fallen,
Und mir sei Jenes Wittwe zuerkannt."

„Wollt ihr ein Weib, dies Weib gleich schnöden Waaren
Vermarkten? mit der Herrlichsten verfahren,
Wie mit der feilen Sclavin? Das sei fern!
Zurück von ihr die blutbefleckten Hände!
Frei sei die Schönheit, und in Freiheit ende
Sie selbst den Streit und wähle sich den Herrn!"

So rief Montassem! Aus den Augen sprühte
Ihm Jugendlust; den Stolz, der ihn durchglühte,
Erzog ihm früh sein Glück in Spiel und Schlacht.
Nicht kannte sein Verlangen je den Zügel,
Und leicht ward ihm das Siegen, denn ihr Siegel
Drückt auf die Stirne ihm der Schönheit Pracht.

Mahmud, deß' Schwert in hundert wilden Schlachten
Geblitzt, dem hundert Scheiks die Gaben brachten,
Deß' Name schon den Säugling schreckt,
Mahmud schlug an sein Schwert; so dräuen
Mit kurzen Tönen Yemens Leuen,
Wenn sie ein Feind vom Schlummer weckt.

„Glaubst du mit glatten Knabenwangen
Die Beute Männern wegzufangen?
Geh, miß mit Weibern dich in Eitelkeit!
Wir Männer kämpfen um den Preis! Wir rangen
Um Sieg! Wen's nach dem Weibe treibt zu langen,
Der wag's mit mir! Ich bin zum Kampf bereit!"

Jäh ist das Wort, und doch noch jäher springen
Die Fürsten auf, heraus die wilden Klingen;
Um jenen Preis — wer kämpfet nicht?
Doch halt! und halt! voll tönt die mächt'ge Stimme
Trotz Schwerterrasseln, trotz dem raschen Grimme —
Die Stimme überhört sich nicht!

Dschiafar ist's, deß' Größe tausend Weisen
Von Zelt zu Zelt durch Haschems Räume preisen;
Er rief den Fürsten herrisch jetzt sein Halt!
Sein Blick, den früh gefestigt Schlacht und Grauen,
In weichem Sinnen mußt' er heute schauen
Auf jener Frau erhabene Gestalt.

Jetzt tönt sein Halt: „Den Waffen gebet Frieden!
War Glück und Heil nicht jedem heut beschieden?
Was geizet ihr nach diesem einen Gut?
Ziemt nach dem Sieg den Fürsten solches Hadern?
Den Niedern schwelle wilde Wuth die Adern,
Die Fürsten ziere höhrer Muth!

Verbunden haben wir den Feind bezwungen,
Verbunden nur den blut'gen Sieg errungen
Und jene Schätze des Abdulasis.
Noch drohen fern und nahe die Gefahren,
Es sammeln sich des Feindes neue Schaaren —
Weh uns, wenn uns die Einigkeit verließ!

Des Kampfes Ziel schwand nicht in Kampfeswogen,
Noch sind um Weiber wir zum Kampf gezogen.
Soll uns ein Weib im ersten Glück entzwein?
Fort mit der Zwietracht wüsten Wirren!
Wer von Begier sich schnöde ließ beirren,
Der nannte dauernd nicht den Lorbeer sein.

Und jenes Weib, der Schönheit höchst Gebilde,
Symbol des Friedens, Engel heil'ger Milde,
Wer schlingt um sie die blut'ge Hand?
Von Fürsten sei ihr fürstlich Gunst verliehen,
Sie bleibe frei, und sicher mag sie ziehen,
Die Wittwe in ihr fernes Stammesland." —

Still stand sie da. Von hehrem Scheitel gossen
Sich Locken blond herab, von Licht umflossen,
Der Schmerzgeprüften goldner Heil'genschein.
Wie sie zum Flehen keinen Blick verschwendet,
Hat sie auch keinen jetzt zum Dank verwendet;
Nicht dankenswerth scheint ihr das öde Sein.

Die Feldherrn zaudern. In den Herzen streiten
Begier und Edelsinn, die Klingen gleiten
Schon in die Scheiden hie und da zurück; —
Mahmud, gestählt im blut'gen Schlachtenreigen,
Nur er vermag nicht, seinen Sinn zu beugen,
Zu trotzig schuf ihn das Geschick.

Er lachet Hohn. „Ich bin von stärkern Trieben;
Der Schwache mag so weiche Milde üben,
Der Starke greift hinzu und siegt!
Laßt sie nur ziehn, ich kenne solche Ränke!
Man folgt von fern, man freut sich list'ger Schwänke
Und nimmt durch List, wo Kraft und Muth gebricht."

„Ha, Mahmud!" Schnell wie Blitzesstrahl durchschwirret
Dschiafars Schwert die Luft, dann wie beirret
Stockt er, als ob Bewegung ihn verließ;
Noch ein Moment — es pfeift der Stahl! Zu Füßen
Der Feldherrn rollt ein Haupt, das Haupt der süßen,
Der hohen Gattin des Abdulasis.

„Hier liegt das Opfer! Eintracht laßt euch binden,
Daß fürder uns die Feinde mächtig finden,
Schwört es bei dieses Weibes reinem Blut!
— Wir brechen auf zur Nacht! In dreien Tagen,
Will's Allah, ist der Feind geschlagen,
Dann spreche ich zu dir, Mahmud!

König Harald's Grab.

Zahllos ist das Heer des Normanns,
Das er führt an Englands Küste
Mit des Papstes bestem Segen —
Finsterm Ehrgeiz zu genügen,
Und an Alfreds heil'ge Krone
Seine Eisenfaust zu legen.

Kämpft vom Morgen bis zum Abend
Mit den kühnen Angelsachsen,
Die in blutig ernstem Ringen
Muthig, todesfreudig fochten,
Bis den letzten ihrer Krieger
Todesschatten schwarz umfingen.

Stritten für des Landes Freiheit,
Für das heiligste der Güter
Auf des Vaterlandes Boden;
Stritten stolzer Siegeshoffnung,
Bis ihr tapfrer König Harald
Seufzend ging ins Reich der Todten.

Und der Abend sinkt hernieder
Auf das Leichenfeld bei Hastings,
Wo die todten Sachsenhelden,
Rings um ihren König ruhend
In des Todes starrem Schweigen,
Dieses Tages Ausgang melden.

Und der Abend sinkt hernieder,
Grauenvollen Kampfes Spuren
Hüllend in den dunklen Schleier,
Während im Normannenlager
Jubelschall und Becherklingen
Künden frohe Siegesfeier.

Denn der wilde Normannherzog
Feiert auf der blut'gen Stätte
Unter Freund- und Feindesleichen,
Jubelnd in die nächt'ge Stille,
Dieses Tages glorreich Ende,
Seiner neuen Herrschaft Zeichen.

Auf dem dunklen Schlachtfeld aber
Gehen still zwei alte Mönche
Zu den starren Schläfern allen,
Suchen ihren König Harald,
Der mit dem Verhängniß kämpfte,
Unterlegen und gefallen.

Finden ihn, den Heldenkönig,
Unter einem Haufen Feinde,
Die sein Arm darniederstreckte —
Finden ihn so still und ruhig,
Ihn, des stolzes Augenblitzen
Sonst die wildsten Feinde schreckte.

Und sie gehn zum Normannherzog,
Der beim Siegesmahle weilte,
Knieen vor dem Sieger nieder,
Thränen in den Augen, sprechend:
„Hast den König uns erschlagen,
„Gieb uns jetzt den Todten wieder."

„Laß im Kloster uns begraben
„Unsern guten, treuen König,
„Den dein Schwert hier überwunden;
„Wirst den tapfern Feind wohl ehren,
„Der im Kampf für Englands Freiheit
„Hier empfing die Todeswunden."

„Wollen Lösegeld auch zahlen,
„Hier zwölf Goldstück', Klosters Reichthum,
„Alles, können mehr nicht geben.
„Harald gab's uns, nimm es für ihn."
Finster wird des Herzogs Stirne,
Und er spricht mit Zornesbeben:

„Feierlich wollt ihr begraben,
„Den der Kirche Spruch verfluchte?
„Den Gebannten wollt ihr ehren?
„Hier verscharret ihn, am Strande,
„Den im Wahnsinn er vertheidigt;
„Kann noch todt den Feinden wehren."

Bleich, erbebend stehn die Greise,
Und des Herzogs Ritter murren
Ob dem grausen Hohn der Rede,
Doch der ältere der Mönche
Spricht, im Auge stolzes Leuchten:
„Das ist hehre Leichenrede!"

„Ja, sein Schatten wehre zürnend,
„Schützend seines Volkes Freiheit,
„Jeden Feind von Englands Erde,
„Daß des Heldenkönigs Name,
„Der fürs Angelland gestorben,
„Seines Volks Palladium werde!

„Du hast Recht, hier an dem Strande,
„Den er bis zum Tod vertheidigt,
„Legen wir den König nieder;
„So schläft er in Englands Armen,
„Und des Meeres freie Woge
„Singet ihm die Todtenlieder."

Sauls Leichenzug.

(Nach I. Samuel 31, 8—13 und II. Samuel 1, 19—25.)

Hell steht der Mond über Gileads Bergen, kleidet
mit mattgelbem Scheine das Land,
Unten im Thale, in weiten Gewinden glitzert des
Jordans silbernes Band;
Jenseit leuchten mit röthlichem Schimmer flackernde
Flämmchen fern in die Nacht,
Das sind die Lagerfeuer der Feinde, Gazas und
Asdods und Askalons Macht.
Da aus dem Thale zum felsigen Hochland steigt
eine kleine schweigende Schaar,
Eine Prophetengestalt ist der Führer, wallenden
Bartes, mit silbernem Haar;
Saumthiere viere folgen beladen; Schätze wol
tragen sie köstlich und werth,
Daß als Geleite so viele der Männer folgen ge-
waffnet mit Schild und mit Schwert?

Und als der Felsrand der Höhe erklommen, anhebt der Greis mit gebietendem Wort:
„Rastet, ihr Männer, hier sind wir geborgen, rastet, dann setzen die Reise wir fort!“
Und die Begleiter entlasten die Thiere, strecken sich rings auf dem Feldgestein aus,
Da erhebt sich der Greis. Ein Gesang tönt laut in die schweigenden Berge hinaus:
„Rings um die Tamariske von Jabes saßen wir gestern und sprachen vom Streit,
Sprachen von unseren Söhnen im Felde, von den verderblichen Stürmen der Zeit,
Thaten Jehovas und Kämpfen der Helden, Israels Ruhm: — da, den Zügel verhängt,
Athemlos und auf schäumendem Rosse kam unser Bote vom Jordan gesprengt.
Und als die Kunde des gräßlichen Unheils über die bebenden Lippen ihm war,
Mütter und Bräute zerrissen die Kleider, streuten mit Asche und Staub sich das Haar
Wir aber dachten an Tod nicht und Knechtschaft, nicht an den eigenen schutzlosen Herd,

Nicht an die eigenen blühenden Knaben, todt von
der Unbeschnittenen Schwert;
Dachten auch nicht an Befragen der Priester, warum
Jehova nicht Sieg uns verliehn,
Dachten auch nicht an Brandopfer und Sühne,
nicht an Gebet — wir dachten an Ihn,
Ihn, der im Thale des Tods uns erschienen, prächtig
und leuchtend als leitender Stern,
Der von entsetzlicher Noth uns errettet, herrlich
und groß wie der Engel des Herrn!
Drückten uns schweigend die Hände und suchten
Schilde und rostige Schwerter hervor,
Die wir getragen, da Ammon uns drängte, zahllose
Tausend vor jeglichem Thor,
Die wir ins Blachfeld getragen den Morgen, da uns
um Mitternacht Botschaft geschah:
„Achtet der Zahl nicht! Fallt aus nach dem Frühroth!
Saul mit den Benjaminiten ist da!"
Bald an der Tamariske zu Jabes standen vier
Thiere zum Aufbruch bereit,
Sechzig der Männer mit Schwertern und Rüstzeug
waren versammelt als Reisegeleit.

„Deckt auch der Schnee uns des Alters Locken, noch
sind die Sehnen nicht völlig erschlafft,
Männer von Jabes, wir holen den König! Vorwärts
zum Jordan, Jehova giebt Kraft!"
Hier sah uns heute der dämmernde Morgen; stiegen
dann leise hinab in das Thal,
Lagen den Tag in der Felsschlucht am Jordan,
wateten durch bei des Abendsterns Strahl,
Bargen im Mantel den Schild und die Waffen, daß
nicht der Schimmer des Monds uns verrieth,
Lautlos durchschleichend die Flur und den Palmwald,
wie sich die Schlange wälzt, Glied hinter Glied.
Sehn uns die Wachen, so war es beredet, hebt sich
der Lärmschrei, so hauen wir ein;
„Saul und Jehova!" der Schlachtruf von damals,
er wird auch heute den Sieg uns verleihn. —
Aber der schützende Engel des Höchsten ging un-
gesehen dem Zuge voran;
Ungesehn durch die Lager der Feinde schritten wir
weiter zum Thor von Beth-San,
Harreten dort, bis der Jüngste die Mauer keck
überstiegen, geöffnet das Thor,

Packten die Schilde und zogen die Schwerter, lautlos drangen zum Markte wir vor.
Da — an der Mauer hingen die Prinzen alle drei blutig, der Kleider beraubt,
Da hing der König, wir kannten am Wuchs ihn, denn dem Gewaltigen fehlte das Haupt;
Nahmen sie, hüllten sie ein mit den Mänteln, trugen sie fort von dem grausigen Ort,
Luden am Thor sie auf unsere Thiere, zogen die nämliche Straße dann fort.
Sieh! und da sind wir, Jehova war mit uns, und für die Fürsten mit morgender Nacht
Flammt bei der Tamariske zu Jabes vierfacher Holzstoß in fürstlicher Pracht.
O wer kann euch, ihr Geliebten, vergessen! Israel faste, zerreiße dein Kleid!
Deine Gazellen sind todt auf den Bergen und deine Löwen erschlagen im Streit!
Nie sehet Regen, ihr Berge Gilboa, nie seid von Feuchte des Himmels bethaut,
Da ihr genetzt seid vom Blute der Helden, da ihr das Elend der Starken geschaut!

Israel saß, eine Sklavin der Heiden, nackt und
geschlagen in Kummer und Harm,
Saul aber hob sie zur Fürstin der Völker, trug
sie auf seinem gewaltigen Arm!
Asdod sprach: „In manch stattliches Meerschiff lüd'
ich Goldspangen und Purpurgewand,
Die der Sohn Kis' mit dem Schwert mir genommen
und an die Töchter der Juden gesandt!"
Askalon klagte: „Den Wassern und Stürmen trotzen
mir Hafen und Burg von Granit,
Doch wie die Wasser der Sturm vor sich hinfegt,
scheucht meine Männer der Benjaminit!"
Ammon sprach: „Leichter fürwahr ist's, furchtlos
schmetternden Strahlen Jehovas zu stehn,
Als dem gewaltigen König der Juden in die zorn-
blitzenden Augen zu sehn!"
Bebtest du je vor dem Blute der Starken, Jona-
thans nimmerfehlend Geschoß?
Königsschwert du, das mit riesigem Streiche
krachend zu Boden warf Reiter und Roß?
Wir ihr selbander den Schaaren voranflogt, wo die
Gefahr uns erschien und der Feind,

Stark wie die Löwen und schnell wie die Adler, bliebt
ihr auch treulich im Tode vereint!
Sagt es zu Gath nicht dem Sohne der Tücke,
Ammon und Moab nicht kündet die Noth!
Du hilf, Jehova! sonst sind wir verloren; Israels
Löwe, der König ist todt!

Davids Tod.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, I. Cap., 6 und 7.)

Schweigend schlägt die dunkeln Schwingen um
Jerusalem die Nacht,
Schweigend liegen Zions Zinnen, doch manch
Auge sorgend wacht;
Durch des Königshauses Hallen geht die Luft ge-
witterschwül,
Ein Gewaltiger der Erde liegt auf seinem Sterbe-
pfühl.

David schläft; in Kissen kraftlos liegt gelehnt der
hagre Leib,
Seine kalten Füße schaudernd hält im Schooß
ein üppig Weib;
Bei ihm sitzt, den Königsreifen um die fieber-
heiße Stirn,
Salomon in dumpfem Brüten, wüste Träume im
Gehirn.

Heute ward er Judas König, ward gesalbt mit heil'gem Oel,
Seiner Herrscherthaten erste heute war ein Blutbefehl;
Und wie leise Geisterstimmen summt's im Ohr ihm fort und fort:
„Adonia, Thronraub! Meineid! Adonia, Brudermord!"

David schläft; da vor den Augen flammt es ihm wie blendend Licht,
Er erwacht und sieht den Sohn nicht, Abisag von Sunem nicht,
Doch der goldgewirkte Vorhang an der Saalthür seitwärts wallt, —
Langsam schreitet durch die Oeffnung eine riesige Gestalt.

Größer eines Hauptes Länge, als die Größten sind im Land,
Um die königliche Stirne liegt das schmale goldne Band —

Näher kommt sie leis und langsam, steht zu
Davids Füßen nun,
Läßt den Blick des Heldenauges fest und ernst
auf David ruhn.

Spricht dann: „Einen Hirtenknaben hob ich einst
zu mir empor,
Und zum Feldherrn meines Landes ich den blöden
Mann erkor,
Gab ihm eine Königstochter, meine Michal als
Gemahl,
Keinen wahrlich hielt ich werther unter meinen
Helden all.

Aber als ein falscher Priester meiner Herrschaft
Sturz ersann,
Ward mein Eidam sein Genosse, der Verschwö-
rungsfäden spann,
Bot zur königlichen Salbung gern das Haupt dem
Priester dar,
Und ich lebte doch und mit mir meiner Söhne
Heldenschaar.

Von Adullams Höhle bringen Räuberschaaren
Mord und Brand,
Städte brennen, Trümmer rauchen, nicht der Erbfeind ist im Land,
Judas kaum befreite Triften sind vom Bruderblute naß.
David ist des Aufruhrs Hauptmann! Eidam,
warum thatst du das?"

Sprichts und schreitet lautlos weiter. — David
von der Lagerstatt
Will das Haupt nach ihm noch wenden, doch sein
Hals ist steif und matt.
Sieh! da wallt der Vorhang wieder — zu dem
todesmüden Mann
Tritt ein hoher, schlanker Jüngling, David kennt
ihn: Jonathan.

„Am Gebirg Gilboa lag ich auf dem Schilde
todeswund,
Meine Brüder, meine Helden deckten rings den
blut'gen Grund,

Fern, — denn Judas Männer wichen — wälzte abwärts sich die Schlacht,
Da, im letzten Todesschmerze, David, hab' ich dein gedacht.

Eines Schwurs da mußt' ich denken, den ich dir vor Zeit gethan,
Und daß du zurückgeschworen, eins zu sein mit Jonathan;
Da dein eignes Leben schworest du als Pfand für meines ein,
Jenes Schwurs gedenkend seufzt' ich: Wer mag Davids Schlachtschwert sein?

Und ein Rabe kam geflogen, krächzte heiser mir ins Ohr:
„„David sucht nach einer Krone, die dein Vater heut verlor;
Die Philisterfürsten hielten Heerschau heut ums Morgenroth,
David führte Ziklags Heerbann, trachtend nach der Deinen Tod.

Doch die Fürsten sandten heimwärts wiederum den argen Wicht,
Sie mißtrauten seiner Treue, Räuber traut dem Räuber nicht;
Sauls Geschlecht soll untergehen, Saul ist todt, die Juden fliehn,
David wird in Juda König, die Philister krönen ihn.""

David, sag' es sei gelogen; sieh, mein Geist hat keine Ruh',
David, Herzfreund, Schwertgenosse! Nein, ich glaub's nicht, rede du!"
Auf den König flehend richtet er die Blicke unverwandt,
Harrte lang umsonst auf Antwort, seufzte tief dann und verschwand.

Sieh! Ein Dritter waffenklirrend tritt zur Lagerstatt und spricht:
„König warst du, Landsverräther, aber Herrscher warst du nicht,

Denn ich trotzte sieben Jahre für mein Land und
Sauls Geschlecht,
Gegen dich und Philistäa kämpfend für das gute
Recht."

Da sprachst du mit glatten Worten: „„Abner,
unbesiegter Held,
Mach ein Ende all des Jammers, sei in Ein-
tracht mir gesellt!
Sauls und Isais Geschlechter gehen fortan Hand
in Hand,
Und die Dränger, die Philister werfen nieder wir
selband.""

„Zehn der Stämme waren mit mir, du warst
klein, ich schuf dich groß,
Doch dein Lohn für meine Dienste war ein feiger
Mörderstoß!"
Sprach's und schwand. — Sieh! durch die Saalthür
treten sieben Männer ein,
Schließen rings in grauf'gem Kreise Davids Sterbe-
lager ein.

„Hoher König, großer Kriegsheld, war dein Thron
so schlecht verbürgt,
Daß Sauls Kind und Kindeskinder du zu Gibea
erwürgt?
Nur der lahme Mephiboseth ward verschont von
deiner Wuth,
Und weil Jonathan sein Vater, nahmst du nur
sein halbes Gut!"

Weiter! weiter! — Sieh, ans Lager tritt ein Kriegsmann schlicht und recht:
„Eh' du stirbst, mein Herr und König, räch' Uria,
deinen Knecht!
Nicht das Schwert der Ammoniter hat vor Rabbah
mich gefällt,
König, deine eignen Leute haben Fallen mir
gestellt;

Und ein Bube ist gekommen, während ich im
Felde lag,
Und umwob mein Weib mit Ränken, bis sie mir
die Treue brach;

Schaff' mir Recht, mein Herr und König, Rache
für die schnöde That!"
David schweigt, der Knecht geht weiter. — Sieh,
ein neuer Kläger naht!

Welch ein adlig schöner Jüngling, schwarz umwallt
von Lockenhaar,
Absalon, der Sohn des Königs, der des Volkes
Liebling war!
„War nicht ich dein echter Erbe, war nicht königlich mein Leib?
War ich schlechter, als dein Knabe von Uria's
falschem Weib?

Warum sollt' ich jenem dienen, Vater sprich,
was that ich dir?
Warum triebst du mich zum Kampfe, stahlest du
mein Thronrecht mir?
Schlug ich mit des Schwertes Schärfe meinen
Bruder, deinen Sohn,
So war's in gerechtem Zorne ausgezahlter Sündenlohn.

Sollte ungesühnt ertragen meiner Schwester Schande sein?
Und du schütztest den Verbrecher, und das Rächeramt war dein!
Einsam ist dein Sterbelager, und kein liebend Auge wacht,
Deine Treuen, deine Freunde, hast du selbst ja umgebracht!"

Sprichts und schwindet, durch den Eingang tritt ein Held mit Schild und Schwert:
„Feiger Lügner, Schattenkönig, der mit Mord die Helden ehrt,
Vor dem Sohn sah ich dich fliehen über'n Jordan nackt und bloß,
Bliebst auch nach des Sohnes Falle noch entthront und heimathlos.

Denn ich war des Volkes Feldherr, und das stand gleichwie ein Mann
Gegen dich in Wehr und Waffen, denn es haßte dich, Tyrann.

Da war ich's, den du berückteſt mit verruchter
Lügenkunſt,
Und ich traute deiner Rede, und du ſchwurſt mir
Huld und Gunſt!

„„Dies und das thu' mir Jehova, wenn als erſten
Mann im Reich
Ich Amaſa nicht behalte, meinem Hauptmann
Joab gleich!““
Deine Herrſchaft bracht' ich wieder, Volk und
Hauptſtadt dir zumal,
Und als Zion wieder dein war, traf mich deines
Mörders Stahl.

Sei verflucht, du arger Blutmenſch! Sei verflucht,
du und dein Haus!
Wie ein Licht verliſcht, ſo löſche eure Macht
Jehova aus!“
Jäh fährt David auf vom Lager, die Geſtalten
ſind entflohn,
Bleich und bebend ſpricht er leiſe: „Salomon,
mein Sohn, mein Sohn!

Schwör mir eins, so sterb' ich ruhig; eins gelob'
mir Salomon!
Ihm, der Blutmensch mich gescholten, als ich floh
vor Absalon,
Simei von Matris Sippe, einst schwur ich ihm
Schonung zu:
Sieh, der fehlt noch meiner Rache, Salomon,
den tödte du!

Sieh, auch meines Hauptmanns Joab denk' ich
noch mit schwerem Muth;
Er hat unsern Thron gekittet, und mit Blut und
wieder Blut;
Stets errieth er meine Pläne, und noch eh' sein
Schwert ich bat,
Hatt' es meine stillen Wünsche übersetzt in blut'ge
That.

Absalon und Abner schlug er, und Amasa fiel
durch ihn, —
Sohn, der Mann hat uns gehoben, der kann uns
zu Boden ziehn!

Sohn, mir graut vor diesem Manne, leicht fällt ihm das Kriegsheer zu,
Und das Volk preist ihn als Helden, Salomon, den tödte du!" —

„Ja, ich tödte!" — Davids Lippen zucken einmal noch wie Hohn,
Und die Augen starren gläsern, und der Odem ist entflohn. —
Zions schwertgewalt'ger Streiter, Gottes Sänger groß und hehr,
Juda's sprungbereiter Tiger, König David ist nicht mehr.

Druck der F. priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.

Berichtigungen.

Auf S. 108, Zeile 6 von unten lies: bleichem statt bleichen;
„ „ 151, „ 1 „ oben „ : Gauen „ Grauen;
„ „ 157, „ 1 „ unten „ : In Luft und Leiden an;
„ „ 186, „ 3 „ oben „ : aufschauernd statt aufschauend;
„ „ 199, „ 1 „ unten „ : Und jenem u. s. w.

Biblioteka Główna UMK
300047413131

J.R.HERZOG
BUCHBINDEREI
LEIPZIG

Biblioteka Główna UMK
300047413131